
ANDOVER-HARVARD LIBRARY
AH 5MQ9 3




SIGILLUM ACADEMIAE HARVARDIANAE IN NOV ANG
VE RI TAS
CHRISTO ET ECCLESIAE

Babylon
und
Christentum.

Von

Franz Xaver Kugler S. J.

Erstes Heft.

Delitzschs Angriffe auf das Alte Testament.



Freiburg im Breisgau.
Herdersche Verlagshandlung.
1903.
Zweigniederlassungen in Wien, Straßburg, München und St Louis, Mo.

Imprimatur.

Friburgi Brisgoviae, die 25. Augusti 1903.

✠ **Thomas,** Archiepps.

Sonder-Abdruck aus den „Stimmen aus Maria-Laach". Jahrgang 1903.

Buchdruckerei der Herderschen Verlagshandlung in Freiburg.

Begleitwort.

Vorliegendes Schriftchen ist nur ein fast unveränderter Abdruck dreier in den „Stimmen aus Maria-Laach“ erschienenen Artikel. Diese wurden bald nach Erscheinen des zweiten Vortrags Professor Delitzschs über „Babel und Bibel“ abgefaßt und sie nehmen daher keine Rücksicht auf seither erschienene Publikationen. Die maßgebenden Quellen sind übrigens dieselben geblieben, und gewiß ist auch dem Leser ein unabhängiges Urteil lieber als ein Referat über ein paar Dutzend Erscheinungen des Buchhandels.

Der Zweck dieses ersten Heftes ist nicht nur die Verteidigung der alttestamentlichen Offenbarung, sondern auch eine kurze Darstellung der religiösen und sittlichen Verhältnisse des ältesten semitischen Kulturvolkes, welches so mächtig in die Geschicke Israels eingegriffen hat. Ein weiteres Heft wird den neuesten Versuchen einiger Assyriologen, die wesentlichsten Bestandteile des Neuen Testaments aus der babylonischen Mythologie abzuleiten, gewidmet sein.

Vielleicht wird man mir einen Vorwurf daraus machen, daß ich in wissenschaftlichen Fragen von vornherein den christlichen Standpunkt eingenommen und so die notwendige Bedingung aller wissenschaftlichen Forschung, nämlich die der „Voraussetzungslosigkeit“, nicht erfüllt habe. In dieser Voraussicht durfte die auf S. 11 f eingeflochtene Rechtfertigung nicht unterbleiben.

Man wird mir übrigens das Zeugnis nicht versagen können, daß ich trotz dieser meiner religiösen Überzeugung nur solche Gründe geltend mache, welche die gesunde Vernunft aus den klarsten wissenschaftlichen Quellen schöpft. Dafür dürfen wir aber auch verlangen, daß man auf gegnerischer Seite einmal aufhöre, bloße Vermutungen als wissenschaftliche Resultate auszugeben und an Stelle einer nüchternen und folgerichtigen Forschung willkürliche Kombinationen und kühne Dogmen [1] zu setzen. Geist-

[1] Diese Verwahrung richtet sich namentlich gegen einige in diesem Jahre erschienene Schriften, auf die in einer folgenden Publikation näher eingegangen werden soll.

reiche Eingebungen des Augenblicks sollte ein Forscher niemals zum Druck befördern und schwach begründete Vermutungen dürften höchstens in einer Fachzeitschrift dem Urteil von Kundigen unterbreitet werden. Aber es entspricht mit nichten der Würde einer Wissenschaft und bedeutet nichts weniger als eine segensreiche Aufklärung, wenn solche unbewiesene Behauptungen unter die Menge geworfen oder auch nur einem weiteren Leserkreis dargeboten werden, der trotz aller sonstigen Bildung über den Wert oder Unwert des Dargebotenen zu urteilen außer stande ist.

Gerade die Assyriologie hat übrigens am wenigsten Ursache, auf Kosten ihrer wissenschaftlichen Ehre nach Popularität zu haschen. Sie bietet ja jedem Gebildeten und besonders dem Bibelkundigen wahrlich des Interessanten genug, wenn auch die kulturhistorische und namentlich die religionsgeschichtliche Bedeutung der keilinschriftlichen Literatur bisher selbst von theologischer Seite zu wenig gewürdigt wurde. Es mehren sich indes die Anzeichen eines günstigen Umschwungs und die Anregung hierzu ist das unbestreitbare Verdienst Professor Friedrich Delitzschs.

Ob aber die anfängliche Begeisterung nicht bald wieder verraucht? Ob das bloße Interesse auch zur kraftvollen und ausdauernden Mitarbeit sich aufschwingt?

Gewiß ist, daß die allseitige Durchdringung jenes weiten, durch die babylonischen Ausgrabungen eröffneten Gebietes die mannigfachsten Kenntnisse und Talente in Anspruch nehmen muß.

Bei der hierdurch notwendig werdenden Arbeitsteilung dürfte nun gerade philosophisch und theologisch geschulten Kennern des Assyrischen die schönste Aufgabe zufallen. Möchten daher wenigstens einige junge Theologen die „Zeichen der Zeit“ erfassend mit frischem Mut einer Wissenschaft sich zuwenden, die zwar nicht das verlockende Wort „Spekulation“ an der Stirne trägt, die aber gleichwohl — wenn auch auf dem dornenvollen Pfade positiver Einzelforschung — zu jener lichten Höhe hinaufführt, von der aus die psychische Entfaltung der ältesten Kulturvölker in ihrer Sprache, ihrem Staatswesen, ihren Sitten und vor allem in ihren religiösen Anschauungen sich dem denkenden Geiste offenbart. Das Licht dieser Erkenntnis braucht der gläubige Forscher wahrlich nicht zu scheuen, wird es doch nicht nur der philosophischen Spekulation, sondern auch der christlichen Apologetik ganz neue und segensreiche Bahnen erschließen.

Valkenberg (Holland), im August 1903.

Der Verfasser.

Ex oriente lux! Die Sonne wissenschaftlicher Erkenntnis hat begonnen, über den tausendjährigen Trümmerhügeln des assyro-babylonischen Reiches aufzugehen und erhellt mit ihren Morgenstrahlen zugleich das Dunkel, das so lange die Uranfänge der mosaischen Religion und damit den ersten Ursprung der christlichen Ideenwelt dem forschenden Blick entzogen hatte. Es ist, als hätte auf jenen altersgrauen Ruinenstätten ein Zauberbann gelastet. Nun aber ist das Lösewort gesprochen, und den einsamen Gräbern an den Ufern des Euphrat und Tigris entsteigen Schatten von großen Männern der Vorzeit: die Fürsten von Sumêr und Akkad, Hammurabi, der große Gesetzgeber Babyloniens, und Tiglat-Pileser (III.), der geniale Staatsmann und Feldherr, die frommen Tempelbauer Sargon (II.) und Nebukadnezar und neben ihnen Assurbanipal, der gewaltige Gottesstreiter, welcher, das Eroberungswerk Asarhaddons vollendend, den Kult Assurs und Ištars bis tief hinein in das Land der Pyramiden verpflanzte. Um ihre Könige geschart schweben die Manen der ehrwürdigen Priester, die einst an den heiligen Stätten wie Ur, Nippur und Erech, Babylon und Sippar, Ninive, Arbela und Harran gebetet, geopfert und ihre Hymnen und Bußpsalmen gedichtet und gesungen, scharfsinnige Denker, die in schlummerlosen Nächten die Stellung und Bahn der Gestirne durch Maß und Zahl fixiert und daraus ein umfassendes kosmologisch-theosophisches Weltsystem abgeleitet, lange, lange bevor ein Moses das Licht der Welt erblickt und ein Thales die griechische Philosophie begründet. Stumm weisen ihre Geisterhände auf eine unabsehbare Reihe uralter keilinschriftlicher Denkmäler, welche europäischer und amerikanischer Wissenstrieb im edlen Wettstreit zu Tage gefördert. — Ihr geheimnisvoller Wink ist wohl verstanden worden. Mit kritischer Schärfe und rastlosem Bemühen sind die Männer der freien Wissenschaft eingedrungen in den Sinn jener seltsamen Schriftzüge auf den verwitterten Steinen, und mit Genugtuung

glaubten sie darin zu lesen von unverjährbaren Ansprüchen der babylonischen Kultur, die älteste Schwester oder gar die Mutter der mosaischen Gesittung und Religion zu sein.

Das war der Gedanke, den einer der bedeutendsten Assyriologen der Jetztzeit einem erleuchteten und erlauchten Hörerkreise zu Bewußtsein gebracht, und manches von dem, was er mit feinster psychologischer Berechnung, in bilderreicher Rede und flammender Begeisterung vorgetragen, dies und noch viel anderes derselben Art und mit noch mehr Zuversicht hat auch schon die „strenge" Wissenschaft der Religionsgeschichte als „völlig gesichertes" Ergebnis verbucht.

Reich und bunt war der Inhalt, welchen der Berliner Professor Dr Friedrich Delitzsch seinen berühmt gewordenen Vorträgen [1] zu geben wußte. Aber manches hat er darin nur ganz zart und behutsam angedeutet, und ein dritter Vortrag, welchen er versprochen, liegt noch in unbestimmter Ferne. Um so gelegener kommt daher die neue, dritte Auflage des Schraderschen Buches: Die Keilinschriften und das Alte Testament [2], das in seinem zweiten Teil aus der Feder Prof. Dr Heinrich Zimmerns eine ungeahnte Fülle von Parallelen zwischen Babel und Bibel bietet. Ein ganz besonderes Interesse erregt dasselbe schon dadurch, daß es auch über das Neue Testament, und gerade über dieses, aus den Keilinschriften höchst wundersame Aufschlüsse verspricht. Beide Assyriologen haben gewiß ein Recht, als Autoritäten auf ihrem Gebiete wohl beachtet zu werden; aber damit wird das Recht anderer nicht aufgehoben, an ihnen ernste Kritik zu üben, zumal wo die Wichtigkeit der Sache und die Tendenz ihrer Schriften dies zur Pflicht machen.

---

[1] Die beiden Vorträge: „Babel und Bibel" wurden gehalten in der Berliner Singakademie vor der deutschen Orientgesellschaft am 13. Januar 1902 und am 12. Januar 1903. Den ersten Vortrag beehrte Seine Majestät der Kaiser mit seiner Gegenwart und auf seinen Wunsch wurde derselbe am 1. Februar im königlichen Schlosse wiederholt. Zum zweiten Vortrag waren beide Majestäten mit großem Gefolge erschienen. Für uns kommen außerdem die gelehrten „Anmerkungen zu dem Vortrag Babel und Bibel" Delitzschs (1903) in Betracht. Alle drei erschienen im Druck bei J. C. Hinrichs, Leipzig.

[2] Verlag von Reuther & Reichard, Berlin 1902 u. 1903.

Delitzschs Vorträge über „Babel und Bibel“

waren von ganz besondern Umständen begleitet, welche sie in den Augen vieler zu einem Ereignis stempelten. Ein Sturm ist darob losgebrochen, und hoch gehen seitdem die Wogen der Polemik[1]. Beifall und Siegesgeschrei der freien Denker vom hohen Norden bis hinab nach Sizilien, Wehrufe der protestantischen Orthodoxie, Protestversammlungen der Juden, Kritiken über Kritiken aus der Reihe der Gelehrten. Wohl hat es nicht an versöhnenden Geistern gefehlt, aber das ausgegossene Öl hat nur lokale Beruhigung bewirkt; der Wirbelwind braust weiter über das christlich-heidnische Europa. Auch an dem hochragenden Felsen, den die Kirche

[1] Die mir bis jetzt bekannten Kritiken beziehen sich durchweg auf Delitzschs ersten Vortrag, während ich mich in der vorliegenden Arbeit hauptsächlich mit seinem zweiten Vortrage befassen werde. Eine gute Beurteilung der schon im letzten Jahre erschienenen Babel-Bibelliteratur gibt P. Keil (London) im Pastor bonus (1903, 6); wenigstens kann ich seiner Ansicht über Königs, Barths, Jensens und Kittels Rezensionen bzw. Entgegnungen ganz und voll beistimmen; die übrigen liegen mir zur Zeit nicht vor. Die Kritik, die Keil selbst in der genannten Zeitschrift (Oktober, November und Dezember 1902) gegeben hat, ist ein Muster von Klarheit und Sachkenntnis, was auch Delitzsch selbst in nobler Weise anerkannt hat („Anmerkungen“ 57). Sehr beachtenswert ist auch die Schrift „Die orientalischen Denkmäler und das Alte Testament“ von dem bekannten Münchener Assyriologen Professor Fritz Hommel. Sie verrät bei aller kritischen Schärfe große Mäßigung und eine aufrichtige Verehrung der Heiligen Schrift. Eine zwar ablehnende, aber doch freundliche, halb entschuldigende Haltung nimmt der Assyriolog Dr Alfr. Jeremias (Pfarrer der Lutherkirche in Leipzig) ein in seiner Broschüre „Im Kampfe um Babel und Bibel“. In einem Ende Februar 1903 zu Charlottenburg gehaltenen Vortrag betonte er noch deutlicher seinen christlichen Standpunkt gegenüber den Versuchen Delitzschs. Auch der hochverdiente Senior der Assyriologen, Jules Oppert, wies dieselben in einem Briefe an die Wiener „Zeit“ als gänzlich verfehlt zurück. — Auf der Seite Delitzschs stehen — so darf man schon aus ihren früheren Äußerungen schließen — die Assyriologen Professor Heinr. Zimmern (Leipzig) und vor allen andern Privatdozent Dr Hugo Winkler (Berlin); letzterer geht wohl am weitesten von allen, und ich zweifle nicht daran, daß er beim Erscheinen dieses Aufsatzes schon entschieden Stellung genommen haben wird.

Christi krönt, wird die Brandung vernommen. Was einem Marconi in der Ordnung der unbelebten Natur gelang, hat Delitzsch — so scheint es — auf einem ungleich höheren Gebiet erreicht. Schnell flogen seine Worte hin in alle Länder, die Funken seines Geistes setzten die ganze gebildete Welt in elektrische Erregung. Woher nur dieser einzigartige Erfolg?

Kein Zweifel kann darüber bestehen, daß der neue Reformator um die jugendliche Wissenschaft der Assyriologie hoch verdient ist; aber dies fällt hier kaum ins Gewicht. Selbst weit begabtere Sprachforscher haben meist nur in dem kleinen Kreise von Schülern und Fachgenossen und bei den Vertretern der Grenzgebiete die verdiente Anerkennung gefunden; oft genug blieb ihnen selbst dies versagt. Grotefends glänzender Entzifferung der alt-persischen Keilinschrift schenkte man lange Zeit herzlich wenig Beachtung, und François Champollion, der geistvolle Schöpfer der heutigen Ägyptologie, hatte harte Kämpfe zu bestehen. Die Koryphäen der experimentalen Naturwissenschaften sind hierin in der Regel glücklicher gewesen; die Sinnfälligkeit, der Reiz der Mannigfaltigkeit und die praktische Bedeutung ihres Gegenstandes waren für sie von Vorteil.

Auch die Angriffe auf die Offenbarungslehre, welche ja jederzeit des Beifalls einer weitverbreiteten, mächtigen Presse sicher sind, erklären an sich noch nicht jenes Aufsehen und jene Erregung. Solche Angriffe sind eine viel zu gewöhnliche Erscheinung, sei es gewisser akademischer Hörsäle oder öffentlicher Versammlungen.

Die Gründe jener ungewöhnlich mächtigen Wirkung sind anderer Art. Zunächst hat Professor Delitzsch einen kühnen Schritt gewagt: er verließ die Sphäre seiner akademischen und fachmännischen Wirksamkeit und entwickelte seine Ideen im Angesicht des Summus episcopus des Königreichs, der regierenden Intelligenz[1]; er trat hin vor Kaiser und Kaiserin und damit vor das ganze Land. Hier mußte es den tiefsten Eindruck hervorrufen, als man vernahm, daß auch nach dem zweiten Vortrag dem Redner über Babel und Bibel eine besondere Huldbezeigung von allerhöchster Stelle zu teil ward.

Für einen Augenblick lag hierin der Schwerpunkt des Ereignisses, aber bald trat auch dieser Umstand mehr und mehr zurück gegen den allgemeinen Eindruck, daß Delitzsch ein ganz neues, mit den gefährlichsten

[1] Bekanntlich waren bei Delitzschs Vorträgen auch der Reichskanzler sowie einige Mitglieder des preußischen Ministeriums anwesend.

Waffen angefülltes Arsenal zum Kampfe gegen die christliche Offenbarung eröffnet habe. Sonderbare Wendung der Dinge! Nach den ersten großen Entzifferungsarbeiten der Assyriologen hat man namentlich von seiten der protestantischen (und englisch-hochkirchlichen) Orthodoxie gerade die Keilinschriften als Bestätigung der Wahrheit des Alten Testaments freudig begrüßt, und das Zeugnis der nämlichen Schriftsteine wird jetzt nicht weniger enthusiastisch gegen die Offenbarungslehre angerufen.

Der neue, gegen alles Erwarten auftauchende Gegner verfügt aber auch über eine sehr günstige Position und bedient sich einer wirkungsvollen Taktik. Das Gebiet der Assyriologie, dem er seine Angriffsmittel entlehnt, ist nur äußerst wenigen hinreichend bekannt, und ein Wagnis ist es, dem geübten Feinde in dessen heimatliche Berge zu folgen, wo Weg und Steg dem Neuling unbekannt. Ein paar Wochen auch des angestrengtesten Studiums genügen wahrlich nicht, der Schwierigkeiten Herr zu werden, die selbst einfachere babylonische Texte darbieten, und um einen Mann des Irrtums zu überführen, der wohl schon 30 Jahre dem Studium der Assyriologie sich gewidmet hat. Dazu nun die Taktik Delitzschs, die sich wohl darin gefällt, das Alte Testament mit den Sitten und religiösen Anschauungen der Babylonier zu konfrontieren, aber in feiner Weise. Einige hervorstechende Züge von Ähnlichkeit greift er heraus und bringt sie in sorgfältig gewählte Beleuchtung; die tatsächlich durchaus vorwaltenden wesentlichen Gegensätze kommen dabei kaum zur Geltung oder entziehen sich im Dunkel eines künstlichen Schlagschattens völlig dem geistigen Auge. Damit soll durchaus **nicht** gesagt werden, daß Delitzsch seine Zuhörer bzw. seine Leser **absichtlich** habe täuschen wollen. Es hat sich hier nur wiederholt, was man schon in rein wissenschaftlichen Fehden oft beobachtet und was naturgemäß in religiösen Fragen, wo auch das Herz mitspricht, in verstärktem Maße auftritt: eine allzu große Zuversicht auf die Sieghaftigkeit der eigenen Gründe, die um so tiefer wurzelt und für die entgegengesetzten Anschauungen um so unempfänglicher macht, je mehr man eben jene Gründe zum großen Teil als die reife Frucht seiner **eigenen** mühsamen Forschung betrachtet und sie nicht erst andern entlehnt zu haben glaubt. Die Freude des Vaters ist erklärlich, sie macht aber bekanntlich auch blind gegen die Schwächen der eigenen Kinder und gegen die Vorzüge anderer.

Der Kampf Jahves mit dem Meeresungetüm (Drachen), der biblische Schöpfungsbericht, der Sündenfall und die Sündflut, der Dekalog, die

jüdisch-christliche Vorstellung von Himmel und Hölle, die Bedeutung des Sabbats, die geflügelten Engelsgestalten des Alten Bundes, ja selbst der Gottesname Jahve werden in Verbindung gebracht mit religiösen Vorstellungen und Gebräuchen, die bei den Völkern des Euphrat und Tigris keilinschriftlich verbürgt sind, und zwar aus einer Zeit, da es noch kein „auserwähltes Volk" gab. Damit scheint dann dargetan, daß die heiligen Bücher des Alten Testamentes zum Teil aus der babylonischen Mythologie herausgewachsen sind, und es fällt ihr Anspruch auf göttliche Autorität.

Einen weiteren, noch kräftigeren Ansturm auf die alttestamentliche Offenbarung unternimmt der Berliner Assyriolog in seinem zweiten Vortrag. Ganz friedlich hebt dieser an. Der Mann der Wissenschaft vermag die Klage darüber nicht zu unterdrücken, daß man sich durch einseitige Rücksichtnahme auf dogmatische Fragen die Freude an dem hohen Gewinn vergällen lasse, den die babylonischen Ausgrabungen gerade für das Verständnis und die Würdigung der Bibel fortdauernd darreichen. Aus dem Schatz seines Wissens hebt Delitzsch einige der interessantesten Tatsachen heraus. Vor allem finden einzelne Orte und Ereignisse, die in der Bibel erwähnt werden, ihre keilinschriftliche Bestätigung; so die im zweiten Buche der Könige angeführte Stadt Kutha mit ihrem Gott Nergal, die Landschaften, wohin die gefangenen Israeliten gebracht wurden, sowie die beim Propheten Nahum erwähnte Eroberung und Plünderung der ägyptischen Königstadt Theben. Und wie viel Nutzen verdanke erst der keilinschriftlichen Literatur die alttestamentliche Sprache! Jetzt erst sei klar, was man unter dem biblischen Re'ēm, dem wilden, unzähmbaren Tiere, zu denken habe; es ist der babylonische rêmu, ein Wildochs von riesiger Körperkraft, der hoch hinauf bis zu den Spitzen der höchsten Berge klimmt. Der deutschen Orientgesellschaft komme das Verdienst zu, das Ištartor von Babylon aufgefunden zu haben, das über und über von Emailbildern jenes alten Prachttieres bedeckt sei. Noch mehr! Das „Fabeltier, das uns vom Religionsunterricht her bekannt ist" — der „Drache von Babel", sei durch die nämlichen Ausgrabungen näher bekannt geworden. Abgesehen von diesen Einzelerklärungen, deren es viele gebe, stelle gerade die Assyriologie „das Vertrauen wieder her zu der seit geraumer Zeit so heftig angefochtenen Überlieferung des alttestamentlichen Textes". Ganze Erzählungen des Alten Testamentes würden jetzt erst in das rechte Licht gerückt. An frappanten Beispielen fehle es nicht. Das erste ist die Erzählung vom Wahnsinn Nabuchodonosors (Nebukadnezars), des Königs von Babylon

(Dn 4, 26—34), die eine freie Umgestaltung einer bei Abydenus überlieferten chaldäischen Sage sei; das andere ist das Büchlein über die Mission des Bußpredigers Jonas. Beide Berichte seien nichts anderes als die phantastisch-orientalische Ausgestaltung erhabener und wahrer Ideen.

Damit hat Delitzsch sich auf den Weg begeben in das Land der Phantasie, nach der Heimat der Beduinen, wo die Sternenpracht des Nachthimmels und die Gluthitze, die über der endlosen Wüste brütet, auch im Menschengeiste wundersame Bilder hervorzaubert, deren Kühnheit den nüchternen Nordländer überrascht. Wenn wir dort in den Zelten der Wüste den Märchenerzählern lauschen oder die eigenen Schilderungen und Berichte der Wüstensöhne hören, „voll lebendig und ungezügelt sprudelnder Phantasie, welche nur allzu oft die Grenze des Tatsächlichen überschreitet", dann wird sich uns „die Welt erschließen, aus welcher heraus allein orientalische Schriftwerke wie das Alte und teilweise auch das Neue Testament erklärt sein wollen". Könne dies aber schon von der Denkweise des heutigen Orientalen gesagt werden, um so mehr gelte es von den uralten Schriftwerken der Babylonier und Assyrier.

„Heil, Heil, Heil dem König" beginnt ein assyrischer Schreiber seinen Brief: „Heilig, heilig, heilig ist Jahve Zebaoth" läßt Isaias (6, 3) die Seraphim den Herrn preisen. Wie aber die Dreizahl, so habe auch die Siebenzahl in Babylon wie in Israel als „heilig" gegolten. Wie überrascht es, zu erfahren, daß die Babylonier dem Speichel eine Zauberkraft zuschrieben und es in einem Gebete an den Stadtgott von Babylon heißt: „O Marduk, dein ist der Speichel des Lebens!" „Wer dächte hier nicht" — ruft Delitzsch aus — „an neutestamentliche Erzählungen, wie jene, daß Jesus den Taubstummen beiseite nahm, seinen Finger in die Ohren legte, spuckte und mit dem Speichel ihm die Zunge berührte und sagte: ‚Hephata', ‚tue dich auf!'"

In demselben Neuen Testament lesen wir von dem großen Wunder der Totenerweckung, das sich an dem Jüngling von Naim, dem Töchterlein des Jairus und an Lazarus vollzog[1]; aber so etwas konnten schon die

[1] Allerdings weist Delitzsch nur auf die poetische Auffassung in Ps 30, 4 und Is 38, 1 hin, wo der todkranke Ezechias als mêth (= „sterbend", nicht — wie Delitzsch will — „tot" [vgl. Gesenius-Kautzsch[27] § 116 p]) bezeichnet wird (vgl. auch Gn 20, 3). Allein die Absicht, die in der Heiligen Schrift vorkommenden Totenerweckungen gleichfalls auf die Vorliebe der Orientalen für Hyperbeln zurückzuführen, liegt doch offen genug zu Tage.

assyrischen Ärzte, denn ein orientalischer Arzt, der nicht Tote erweckte, dürfe auch heute noch sich gar nicht sehen lassen. Wahrhaftig, „wie so ganz gleichartig ist alles in Babel und Bibel!" Hier wie dort die religiöse Idee im Gewande symbolischer Handlung, „eine Welt voll Wunder und Zeichen" und die gleiche naive Vorstellung von der Offenbarung, dem Verkehre Gottes mit den Menschen. So Delitzsch.

Jetzt erst, da Zuhörer oder Leser unter dem Eindrucke einer ganzen Reihe von „unwiderleglichen" Beweisen stehen, hält der Redner den Augenblick für gekommen, ein wissenschaftliches Glaubensbekenntnis abzulegen: „Offenbarung! Es läßt sich kaum eine größere Verirrung des Menschengeistes denken als die, welche die im Alten Testament gesammelten unschätzbaren Überreste des althebräischen Schrifttums in ihrer Gesamtheit jahrhundertelang für einen religiösen Kanon, ein geoffenbartes Religionsbuch hielt."

Mit diesem großen und kühnen Wort ist der Ausgangspunkt gewonnen für die schweren Anschuldigungen, die Delitzsch gegen das Alte Testament zu schleudern sich berufen fühlt. „An Blasphemie grenzende, die Existenz eines gerechten Gottes bezweifelnde Stellen des Buches Job", „weltliche Hochzeitsgesänge" des Hohenliedes, „Unmenge sich widersprechender Doppeterzählungen des Alten Testamentes", „unentwirrbares Wirrsal" der fünf Bücher Mosis, Aberglaube einer Massentötung durch einen neugierigen Blick auf die Bundeslade, Mißachtung, die Moses selbst gegen die Tafeln von Sinai bekundet, indem er das heilige Gesetz willkürlich geändert und die Tafeln in tausend Stücke zerschlagen, die der Heiligkeit Gottes widersprechende „Sanktion der Blutrache", die Gottes gleichfalls unwürdigen Vorschriften des israelitischen Kultus, der Beschneidung, der Speiseverbote und des medizinischen Verfahrens bei Hautkrankheiten usw. Dem allem gegenüber weist Delitzsch hin auf das herrlichste Erzeugnis babylonischen Geistes, das Gesetzbuch Hammurabis, so voll von Weisheit und humaner Rechtsanschauungen. Auch das Gottesbewußtsein der gebildeten Diener Marduks und Istars war bereits sehr geläutert und steht dem israelitischen kaum nach. Schon um 2500 v. Chr. findet man bei den nordsemitischen Nomaden die vielsagenden Namen: „El, d. i. Gott hat gegeben", „Gott sitzt im Regiment", „Gott, sieh mich an!" „Gott ist Gott" und — „Jahu (d. i. Jahve) ist Gott". Also der hebräische Gottesname, d. i. der „Seiende, der Bleibende", der so recht das Wesen

Gottes, seine Ewigkeit und Unveränderlichkeit, zum Ausdruck bringt, schon um 2500 v. Chr. bekannt! Welch eine Fülle von Licht ergießt diese eine Tatsache über das Dunkel der israelitischen Religionsgeschichte! Die große Menge des babylonischen Volkes mag immerhin polytheistisch gedacht haben, der Spott der alttestamentlichen Propheten über die babylonische Bilderverehrung ist gleichwohl ganz und gar ungerechtfertigt. Sieht doch auch die Bibel den Menschen als „Ebenbild Gottes" an und haben die Propheten selbst Jehovah in ähnlicher Gestalt geschaut, wie die Statuen der Babylonier die Gottheit darstellen. Diese Bildwerke waren aber in den Augen ihrer Verehrer nur Repräsentanten Gottes, genau so wie die Heiligenbilder dem „denkenden Katholiken" nur als Erinnerungszeichen gelten.

Noch mehr der Überraschung bringt ein Vergleich der babylonischen Sitten mit denen Israels! Die israelitischen Könige waren nach dem Zeugnis der Propheten Bedrücker der Armen und Schwachen; aber von dem fast 2000jährigen babylonischen Reich gilt das Wort „Gerechtigkeit erhöhet ein Volk". In Babylon blühte auch die Nächstenliebe, und zwar weit mehr als in Jerusalem. Zeuge ist der Schmerzensschrei des Xisuthros (des babylonischen Noah) über den Untergang der gesamten Menschheit, während der biblische Noah allen Mitgefühls bar erscheint. Wo so viel Liebe waltete, da mußte auch das Los der Frau ein würdiges sein, und so war es in der Tat — im schreiendsten Gegensatz zu der Niedrigkeit und Rechtlosigkeit der Israelitin. Auch die Sittenreinheit der Babylonier hat die schärfste Probe bestanden. Von obszönen Darstellungen, die man erwarten mochte, hat sich bis jetzt unter den Trümmern von Babel keine Spur gefunden. Und nun vergleiche man damit das Alte Testament! Doch trotz dieses tieferen Standes seiner Moral hat Israel sich angemaßt, das auserwählte Gottesvolk zu sein; die Heiden hat es angesehen als von Gott verlassen und verflucht und dem Götzendienst überantwortet; im angeblichen Auftrag Gottes ist es gegen Leben und Eigentum jener mit härtester Willkür verfahren. So entpuppt sich der israelitische Monotheismus als widerwärtiger nationaler Egoismus. Erst das Auftreten des Täufers und die Predigt Jesu brachen mit dem alten Wahn. Es erstand eine Religion, die alle Völker insgesamt in Liebe umfaßt, und ihre fernere Läuterung ist die erhabene Aufgabe der jetzt lebenden Christenheit.

Dies in gedrängter Kürze der Inhalt der zweiten Rede des Berliner Professors. Die Dogmen, meint er dabei zum Troste ängstlicher Seelen,

seien zwar wissenschaftlich überwunden, aber „der Gottesglaube, die wahre Religiosität leide keinen Schaden". Es gelte nun in „Demut, aber mit allen Mitteln der freien Forschung" dem von Gott gesteckten Ziele, der Wahrheit, zuzustreben, unsere Losung müsse sein: „Weiterbildung der Religion!"

Professor Delitzsch ist Protestant oder — wie er sich selbst nennt — ein „evangelischer Christ". Seine Grundsätze sind keine andern als die der Reformation, die er selbst mit Recht als erste Etappe des von ihm als notwendig geforderten religiösen Entwicklungsprozesses bezeichnet. Die lutherische Gemeinschaft, in der er aufgewachsen ist, hat zwar die Bibel als „Wort Gottes" anerkannt, aber sie hat auch die Auslegung desselben dem subjektiven Ermessen ihrer einzelnen Glieder anheimgegeben. Delitzsch hat von dieser Freiheit Gebrauch gemacht. Er ist nur der konsequente Protestant, dem die größten Leuchten protestantischer Theologie, die angeblich berufensten Ausleger der Bibel, durch ihr Beispiel den Weg gezeigt haben. Es ist der Weg der Reformation, der rastlos fortschreitenden Verneinung alles Übernatürlichen [1]. Von dem angekündigten dritten Vortrag versichert Delitzsch zwar jetzt schon: „Er wird lehren, daß mir Erhalten und Bauen weit mehr am Herzen liegt als Erschüttern und Abtragen wankend gewordener Pfeiler." Aber ein Stillstand oder gar eine Umkehr sind von ihm nicht zu erhoffen. Letztere wäre jedoch unbedingt erforderlich, sollte er Halt machen wollen vor dem Glauben an die Gottheit Christi oder auch nur an eine göttliche Sendung des Welterlösers. Verwarf er doch das ganze Alte Testament als „Gottes Wort" und damit den Offenbarungscharakter des Neuen. Wer eben die Wurzel vernichtet, der zerstört auch Stamm und Krone. Oder kann der organische, ganz notwendige, innere Zusammenhang zwischen den heiligen Büchern des Alten und Neuen Bundes geleugnet werden? Christus selbst bezeugt ja von sich, „daß alles erfüllt werden müsse, was geschrieben ist in dem Gesetze Mosis und in den Propheten und Psalmen über mich" (Lk 24, 44). Er hat damit das Alte

---

[1] Gläubige Protestanten, deren es gottlob auch unter den Gebildeten noch viele gibt, könnten versucht sein, im obigen Urteil eine unduldsame persönliche Absage zu erkennen. Das wäre jedoch ein großer Irrtum. Auch sie — mögen es Lutheraner oder Reformierte oder Angehörige irgend einer andern christlichen Gemeinschaft sein — betrachten wir in Wahrheit als unsere Brüder in Christo, welche zwar äußerlich von uns getrennt sind, aber nach katholischer Auffassung gleichwohl zur Seele der Kirche Christi gehören. Unsere Absage gilt also weder ihnen noch dem „reinen Evangelium", sondern den wissenschaftlich unhaltbaren Grundsätzen der „Reformation".

Testament feierlich anerkannt. Wer also das Alte Testament als Menschenwerk zurückweist, kann auch im Neuen Testament nicht Gotteswerk sehen. Diese Konsequenz schimmert auch bereits in Delitzschs beiden ersten Vorträgen deutlich genug durch. Man versteht gar wohl die Absicht, wenn er in seiner zweiten Rede (S. 20) so emphatisch sagt: „Die Hand aufs Herz — wir haben außer der Gottesoffenbarung, die wir ein jeder in uns in unserem Gewissen tragen, eine weitere persönliche Gottesoffenbarung gar nicht verdient."

Ganz anders steht zu solchen Fragen der Katholik. Erfüllt von unerschütterlichem Vertrauen auf die Lehre seiner Kirche, blickt er von dem Felsen aus, auf dem sie steht, mit ruhigem Gleichmut auf die an den Klippen zu dessen Füßen brandenden Wogen. So wenig ein Astronom nur einen Augenblick das längst bewiesene allgemeine Gravitationsgesetz, ein Chemiker das längst feststehende Gesetz der konstanten Verbindungsgewichte aufgeben wird, wenn irgend ein Gelehrter — sei er noch so hervorragend — Bedenken und Einwürfe dagegen erhebt, ebensowenig, ja weit weniger wird der Katholik, der von seinem Glauben durchdrungen ist, oder ihn wissenschaftlich erfaßt und praktisch ausgeübt hat, auch nur vorübergehend mit der Möglichkeit rechnen können, daß er in die Irre gehe und ein Opfer des Betrugs geworden sei. Keine Wahrheit kann durch eine angeblich andere umgestoßen werden, und wir sind uns bewußt, daß wir die Wahrheit besitzen; wir sehen uns auf Gründe gestützt, deren Zahl und Kraft jeden vernünftigen Zweifel ausschließt.

Die Kirche, der wir vertrauen, ist nicht von heute und gestern, sie hat eine bis zu Christus, ihrem göttlichen Stifter, hinauf verfolgbare Geschichte, und jeder Abschnitt derselben verrät dem Unbefangenen das in ihr pulsierende übernatürliche Leben. Ihre Dogmen und Sittengesetze hat keine Zeitströmung zu ändern vermocht, und ihre Kulturaufgabe löst sie trotz aller Drangsale heute wie vor tausend Jahren mit den nämlichen unscheinbaren Mitteln und dem gleichen staunenswerten Erfolg. Sie stellt an den Menschen die höchsten sittlichen Anforderungen, und trotzdem beugen sich Völker, die dem üppigsten Sinnengenusse ergeben waren, willig dem Joche Christi.

Professor Delitzsch dringt in seinem zweiten Vortrag (S. 39) auf eine „sittliche Bestätigung der Religion" durch Rechttun, Pflege der Liebe und demütigen Wandel vor Gott. Wohlan, in dem charitativen Wirken der katholischen Kirche über die ganze Erde hin ist eine solche sittliche Be-

stätigung der Religion, wie sie edler gar nicht gedacht werden kann. Wenn aber schon hierin das Walten der göttlichen Gnade erkannt werden muß, so kann ohne sie noch weit weniger jener unbezwingbare Heldenmut erklärt werden, mit dem viele Zehntausende von Blutzeugen jeglichen Alters und Standes lange, ausgesuchte, ganz entsetzliche Qualen ertragen haben zum Zeugnis für Christus. An der katholischen Kirche erfüllt sich so in Wahrheit das Wort Christi: „Derjenige, der an mich glaubt, wird die Werke, welche ich tue, auch selber tun und größere als diese wird er tun" (Jo 14, 12).

Es ist hier nicht der Ort, auf die ausdrücklichen und feierlichen Beglaubigungen näher einzugehen, welche der allmächtige Gott, dessen persönliches, freies und liebevolles Walten der vernünftige Menschengeist mit Gewißheit aus der sichtbaren Welt zu erschließen vermag, seiner Offenbarung beigegeben und der Kirche in ihrer Entstehung wie ihrer Ausbreitung und Erhaltung verliehen hat. Unsere gesamte Religion beruht auf einem festen, wissenschaftlichen Grunde. Es wäre daher nicht nur Sünde, sondern auch Torheit und tadelnswerte Selbstaufgabe, gegnerischen Einwürfen — mögen sie von philosophischer, naturwissenschaftlicher oder archäologischer Seite kommen — jemals zu großes Gewicht beizulegen.

Das soll jedoch nicht heißen, daß man sich denselben blind verschließe. Am wenigsten im vorliegenden Falle wäre dies am Platz, nicht nur, weil kein Grund vorhanden, an der Aufrichtigkeit des Gegners Zweifel auszusprechen, sondern auch, weil seine Prämissen manches Zutreffende enthalten. Meist sind es nur die viel zu weit gehenden Folgerungen, in welchen sein Irrtum liegt.

Die Angriffe Delitzschs[1] gegen den Offenbarungscharakter des Alten und Neuen Testaments in logischer Folge geordnet, gründen sich:

I. auf eine vermeintlich große Ähnlichkeit zwischen den religiösen Anschauungen und Institutionen der Babylonier und jenen des Alten Testaments,

II. auf die angebliche Superiorität Babels in rechtlich-sittlicher Beziehung,

---

[1] Es versteht sich von selbst, daß hier nicht auf jede der vielen Behauptungen Delitzschs im einzelnen eingegangen werden kann. Vieles ist darüber auch bereits gesagt worden. Eine absichtliche Umgehung heikler Punkte wird jedoch gewiß nicht statthaben, vielmehr sollen gerade jene Momente besonders berücksichtigt werden, die auf den ersten Blick die Auffassung Delitzschs zu bestätigen scheinen.

III. auf die irrige Anschauung, daß mehrere Bücher des Alten Testamentes Dinge enthalten, welche der Heiligkeit Gottes unwürdig sind.

I.

„Wie so ganz gleichartig ist alles in Babel und Bibel!" ruft Delitzsch aus, nachdem es ihm gelungen, aus der Unmenge schreiendster Gegensätze auch ein paar Ähnlichkeiten herauszufinden. Aber ganz von vornherein waren solche Anklänge zu erwarten; ein gänzliches Fehlen derselben wäre gar nicht zu begreifen. Auch die Israeliten waren Menschen wie die Babylonier, Orientalen und Semiten wie die Babylonier und standen Jahrhunderte hindurch unter dem politischen oder doch allgemein sozialen Einfluß der letzteren. So versteht es sich von selbst, daß in ihren Literaturen eine unverkennbare „Übereinstimmung beider in Sprache, Stil, Denk- und Vorstellungsweise" hervortreten muß. Noch mehr: beide haben auch eine gemeinsame Urgeschichte, und so kann es nicht ausbleiben, daß manche biblische Erzählung sich in irgend einer Form auch bei den Babyloniern findet. Aber trotz dieser vielfachen Berührungspunkte sollte sich ein Forscher wohl hüten, sofort auch auf eine Verwandtschaft von religiösen Institutionen zu schließen, die ihrem innersten Wesen nach durch eine unüberbrückbare Kluft getrennt sind.

Hiernach müssen die Versuche Delitzschs beurteilt werden, die angebliche oder wirkliche religiöse Symbolik der Babylonier bei den Israeliten nachzuweisen selbst dort, wo es sich in der Bibel um Berichte handelt, die aufs klarste den Stempel nüchterner Realität an sich tragen.

Delitzsch legt großes Gewicht darauf, daß die Zahlen 3 und 7 sowohl den Babyloniern als den Israeliten heilig gegolten haben.

Es kann aber gewiß nicht wundernehmen, daß die Dreizahl bei beiden eine wichtige Rolle spielte; dies war wohl immer so, bei allen Völkern und zu allen Zeiten. Die Dreizahl ist ja die erste sich ganz natürlich ergebende geschlossene Mehrheit. Überall tritt sie uns entgegen: in der Dreiteilung von Raum und Zeit (Anfang, Mitte, Ende; Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft), in den drei Dimensionen, in der Dreigliederung der Gestalt von Pflanzen und Tieren, in der Gruppierung des Naturreiches in Festland, Wasser und Luft, im einfachsten Bild der Familie (Vater, Mutter und Kind). So ist auch die dreimalige Wiederholung von „Heil" und „Heilig" nichts weiter als ein bis zum Superlativ gesteigerter Wunsch oder Lobpreis. Die dreimalige einfache Wiederholung ist spezifisch semitisch,

während wir die Steigerung durch besondere Formen, etwa durch die Wörtlein „sehr“ und „ganz“ auszudrücken pflegen. Wo aber bleibt die „Heiligkeit“ der Zahl Drei?

In der babylonischen Mythologie finden sich zwar u. a. auch zwei Göttertriaden, aber sie sind nichts als Personifikationen von Naturerscheinungen, die sich sowohl lokal als auch in ihrem Einfluß auf das irdische Leben scharf voneinander abheben. So ist in der Trias „An, Bel, Ea“ ersterer der Gott des Himmels, der zweite der Gott der Erde und der dritte der Gott der Wassertiefe. Es fiel aber den Babyloniern gar nicht ein, daraus eine Heiligkeit der Dreizahl abzuleiten, wie denn auch bei Anrufungen der Götter keineswegs stereotyp die eben genannten oder drei andere Götter, sondern bald einer, bald zwei, bald mehrere zugleich genannt werden. Auch für die Annahme einer heiligen Dreizahl des Alten Testaments liegen keine zwingenden Gründe vor. Allerdings ist dort öfter von einer dreitägigen Frist die Rede; aber das erklärt sich ungezwungen aus dem eingangs Gesagten. Erst mit der Offenbarung der heiligen Dreifaltigkeit ward die Zahl Drei in der Tat zu einer heiligen erhoben.

Etwas anders liegen die Dinge bei der Siebenzahl. Sie galt den Israeliten sicher als geheiligt, und diese Anschauung gründet sich auf die Heiligkeit des siebten Tages, des Sabbats. Dabei ist aber zu beachten, daß gerade beim Gottesdienst die Zehnzahl viel mehr in den Vordergrund tritt. Während nämlich im Heiligtum nur die Arme des großen Leuchters die Siebenzahl aufweisen, beherrscht die „Zehn“ fast alle Maß- und Zahlverhältnisse der Stiftshütte, des Tempels und der heiligen Geräte. Beide Zahlen haben aber auch oft genug nur die Bedeutung einer unbestimmten Vielheit, und das darf nicht außer acht gelassen werden, sollen nicht bei Vergleichung babylonischer und biblischer Verhältnisse arge Mißgriffe sich einstellen. Im entscheidenden Gegensatz zu der israelitischen Anschauung hat bei den Babyloniern die Siebenzahl einen bösen, unheiligen Charakter. In einem babylonischen Festkalender (besser: Hemerologie) wird der 7., 14., 21. und 28. Tag ausdrücklich als ein ûmu limnu, ein „böser Tag“, angegeben, und des öfteren kehren in der keilinschriftlichen Literatur die „bösen Sieben“, eine Rotte von Dämonen wieder, welche ohne Sitte und Ordnung sind und den Menschen auf alle Weise bedrohen. Gewiß eine merkwürdige „Heiligkeit“ der Siebenzahl, die man auch dann nicht begreift, wenn man den Gottesnamen ilu unter den unheimlichen Gesellen findet.

Es dürfte nicht überflüssig sein, im Anschluß hieran auch zu der schon viel erörterten Sabbatfrage mit einigen Worten Stellung zu nehmen. Delitzsch hält — trotz der besonders von Jensen, Barth und Keil erhobenen Einwände — noch immer an der Ansicht fest, „daß der hebräische Sabbat im letzten Grunde in einer babylonischen Institution wurzelt". Aber es wird nicht viele geben, die ihm hierin folgen.

Der Sabbat, die Feier zur Erinnerung an die Ruhe des Schöpfers, war für die Israeliten der im regelmäßigen Zyklus wiederkehrende siebte Tag vollkommener Rast und Wonne (Jſ 58, 13), an dem selbst der Sklave seines Lebens froh werden konnte. Es fragt sich nun, ob auch die Babylonier eine gleiche oder ähnliche Einrichtung kannten. Aber auch wenn diese Frage bejaht werden müßte, so wäre damit der babylonische Ursprung des israelitischen Sabbats noch lange nicht erwiesen. Bei der Lösung der zuerst aufgeworfenen Frage kommen zunächst die drei folgenden keilinschriftlichen Zeugnisse in Betracht.

1. In assyrischen Worterklärungslisten (sog. Syllabaren) findet sich auch ein Wort, das šabattu (oder auch šapattu) gelesen werden kann und das dort zugleich als ûm nuḫ libbi (sc. [ša] ilâni), d. h. als der „Tag der Beruhigung des Herzens" (nämlich der Götter) erklärt wird. Daneben wird auch ein ûmu ibbû = ûm uggati, d. h. ein „Zornestag" (d. i. der Götter) genannt. Unter nuḫ libbi, Beruhigung des Herzens (der Götter), läßt sich kaum etwas anderes denken als Abwendung, Besänftigung ihres Zornes; in diesem Sinne kommt es in den Texten sehr häufig vor. Demgemäß hat denn auch schon Jensen[1] šabattu mit „Buß- und Bettag" übersetzt und die Gleichung šabâtu = versöhnen, bzw. versöhnt werden" vertreten. Anders Delitzsch[2]. Er wendet zunächst ein, das Verbum šabâtu sei bis jetzt nur als ein Synonym von gamâru bezeugt, und deshalb sei nur die Gleichung šabattu = „Beendigung (der Arbeit), Aufhören, Feiern (der Arbeit)" berechtigt. Außerdem sei „der Tag der Beruhigung des Herzens der Götter" notwendig auch „der Tag des Ruhens menschlicher Arbeit"; denn „das letztere ist die leicht begreifliche Vorbedingung des ersteren". Hierzu seien ein paar Worte gestattet.

Erstlich scheint aus der begrifflichen Identität von šabâtu und gamâru gerade das Gegenteil zu folgen. Die Bedeutung von gamâru

---

[1] Vgl. Zeitschrift für Assyriologie IV (1889) 274 ff. Zeitschrift für deutsche Wortforschung I 150 ff. Christliche Welt, Kritik über „Babel und Bibel" 492 ff.

[2] Anmerkungen zu den Vorträgen Babel und Bibel 1903, 61 62.

ist „vollenden, vollbringen, vollzählig oder vollständig machen", und zwar im positiven wie negativen Sinn (= vernichten). Der Begriff „aufhören, feiern" liegt nicht unmittelbar darin, sondern könnte höchstens eine sekundäre Bedeutung sein, die aber bis jetzt nicht nachgewiesen ist. Man könnte somit viel eher den letzten Arbeitstag mit šabattu bezeichnen als den eigentlichen Ruhetag. Noch mehr. In den babylonischen Kontrakten kommt gamâru (besonders in Verbindung mit nadânu = geben) in der Bedeutung der vollständigen Abtragung einer Schuld bzw. der vollständigen Erfüllung der Vertragsbedingung. Ein solches Pflicht- bzw. Schuldverhältnis besteht aber auch nach babylonischer Auffassung zwischen dem Menschen und Gott (oder den Göttern). Könnte man daher nicht recht gut auch šabâtu = genugtun und šabattu als ‚Tag der Genugtuung oder Sühne' auffassen? Das würde ganz der Deutung Jensens entsprechen.

Zweitens ist schwer ersichtlich, wie „das Ruhen menschlicher Arbeit" eine „leichtbegreifliche Vorbedingung für die Beruhigung der Götterherzen" sein soll. Was braucht es denn die Götter zu beunruhigen, wenn sie sehen, daß der Mensch tätig ist? Die Babylonier hatten ja gewiß sonderbare Vorstellungen von ihren Göttern, aber sie haben doch nicht gewähnt, daß man ihnen durch Nichtstun einen Teil ihrer Sorgenqual abnehmen könne. Hier tut also Aufklärung dringend not, wenn Delitzsch verstanden werden will.

2. In der bereits erwähnten Hemerologie sind der 7., 14., 21. und 28. Tag als „böse" verzeichnet, Tage, an welchen dem Herrscher, dem Arzt und Magier gewisse Verrichtungen untersagt bzw. als unpassend oder unheilvoll abgeraten werden. Aber diese Mahnung betrifft (wie namentlich Keil, Pastor bonus XV 72, sehr schön ausgeführt hat) nicht das Unterlassen der Arbeit, sondern den Verzicht auf sinnliche Genüsse (am Feuer gebratenes Fleisch, Anziehen eines frischen und weißen Gewandes, Wagenfahrt) und Verzicht auf solche Tätigkeiten, deren Gedeihen ein besonderes freundschaftliches Verhältnis zu Gott voraussetzt (Spendung von Trankopfer, Ausübung der Arzneikunst). Das deutet schon klar genug darauf hin, daß es sich um einen Buß- oder Sühnetag handelt. Das gleiche gilt aber auch für den 19. Tag, der ausdrücklich als ein ûmu uggati, ein „Tag des Zornes", angegeben wird. Von einer Enthaltung von der gewöhnlichen Arbeit ist nirgends nachweisbar die Rede [1].

[1] Wenn Delitzsch (Anmerkungen zu Babel und Bibel 62) die Schlußstelle „zu irgend welchem Anliegen ist er (der Tag) nicht geeignet" übersetzt, so kann

3. Nach einer von Lotz[1] vorgenommenen Statistik wurden am 7., 14., 21. und 28. in Assyrien Kontrakte geschlossen, und Keil[2] hat mit Hilfe der sorgfältigen Kopien P. Straßmaiers den gleichen Nachweis auch für Babylonien erbracht. Hier wurden sogar am 19. Kontrakte geschlossen wie an gewöhnlichen Tagen, was für Assyrien nicht zuzutreffen scheint, da Lotz nur einen einzigen Fall dieser Art auftreiben konnte. Für das Gerichts- und Handelsleben waren also die Sieben-Tage ganz gewiß keine Ruhetage.

Auch ich erblicke in den eben genannten Tagen die sub 1 angeführten šabattu-Tage, und zwar nicht bloß wegen ihres übereinstimmenden Charakters als Buß- oder Sühnetage, sondern auch deshalb, weil in 2 Könige 32, 14 ûm nûḫ libbi (= šabattu) in unmittelbarer Verbindung mit dem ûmu ibbû (= ûm uggati), dem „Zornestag", genannt wird, der als der 19. Tag im Festkalender eine ganz ähnliche Auffassung erfährt wie die Sieben-Tage.

Diese selbst sind zweifellos von den vier Mondphasen (erstes Viertel, Vollmond, letztes Viertel, Neumond) hergenommen. Allerdings stimmt das astronomisch nicht genau, da der babylonisch-assyrische Monat mit dem Neulicht, d. h. mit dem ersten Sichtbarwerden des Mondes als seine Sichel ungefähr 1—2 Tage nach der Konjunktion, beginnt. Aber erstlich hielt man sich daran nicht genau, sondern legte wenigstens in den letzten sechs Jahrhunderten v. Chr. ein letztlich sich allerdings auf Beobachtung stützendes künstliches Rechenschema zu Grunde, demzufolge eine Verspätung oder Verfrühung des Monatsanfangs um einen Tag eintreten konnte (und nach meinen Untersuchungen auch wirklich eintrat). Ferner gaben die babylonischen Tafeln zur Berechnung der Mondfinsternisse (bzw. der Vollmondzeit) im Titel selbst den 14. Tag als Vollmondtag an, wiewohl derselbe auch auf den 13. und 15. fallen konnte[3]. Natürlich wußten das die babylonischen Astronomen; aber es geht daraus klar hervor, daß man den 14. Tag als bürgerlichen Vollmondtag ansah, nach dem man sich im Kalender richtete. Damit schwinden alle Bedenken.

selbst die Hervorhebung durch Sperrdruck über die Unsicherheit der Bedeutung von ana kal sibûti und damit des ganzen Passus nicht hinwegtäuschen. Selbst wenn sibûtu = Sache, Angelegenheit, so liegt es doch am nächsten, daß nur irgend welche Angelegenheit der bereits angegebenen Art gemeint sein könne.

[1] Historia sabbati 66. [2] Pastor bonus XV 71.

[3] Vgl. meine Babylonische Mondrechnung Tab. IV und XIII.

Daraus ergibt sich, daß der babylonische šabattu — wenn das Wort überhaupt so gelesen wird — mit dem biblischen „Sabbat" rein gar nichts gemein hat als das Unglück, von Bibelkritikern mißverstanden worden zu sein. Der babylonische Sieben-Tag ist fest an den Monat gebunden, der bald 29, bald 30 Tage umfaßte; der jüdische Sabbat kehrt in regelmäßigem Zyklus wieder; jener ist ein Bußtag, dieser ein Freudentag; jener gründet sich auf einen uralten Mondkult, dieser auf die „Ruhe" des Schöpfers nach dem Abschluß des Sechstagewerks [1].

Die Drei- und Siebenzahl haben uns lange genug beschäftigt. Leicht, sehr leicht ist es eben, auf Grund oberflächlicher Vergleichung Identitäten und Deszendenzen zu behaupten; aber sehr umständlich und mühevoll kann es sein, durchschlagende Gegenbeweise zu erbringen.

Mit den Zahlen hat Delitzsch kein Glück; nicht viel besser ergeht es ihm in andern Dingen, mit denen er die übereinstimmende Symbolik von Babel und Bibel zu beleuchten sucht.

Zunächst ein schönes Bild aus dem Alten Testament. „Mit einer Rauchsäule bei Tag und einer Feuersäule bei Nacht begleitete Jahve sein Volk auf dem Zug durch die Wüste; aber auch Asarhaddon, dem König von Assur, wird vor seinem Auszug in den Krieg das Prophetenwort: Ich Ištar von Arbela werde zu deiner Rechten Rauch und zu deiner Linken Feuer aufsteigen lassen." So Delitzsch. Welch frappante Übereinstimmung! Nur schade, daß Asarhaddon viele hundert Jahre nach dem Auszug der Juden das Licht der Welt erblickte. Man hätte hier eine geradezu strahlende Evidenz für die babylonische Abstammung der Bibelerzählungen. Aber jetzt möchte der entgegengesetzte Verdacht aufsteigen: Haben am Ende die assyrischen Hofannalisten von den unter Tiglat-Pileser III. 60 Jahre zuvor nach Assyrien verpflanzten Israeliten die Einzelheiten des Auszugs ihrer Väter aus dem Pharaonenlande erfahren und daraus für ihren Herrscher eine Prophetie gestaltet? Wie leicht war dies möglich! Und wie wahrscheinlich wird es erst, wenn man sich der biblischen Berichte über die Schrecknisse der ägyptischen Wüste erinnert und

[1] Daß in der Annahme dieses „Sechstagewerks" nicht etwa ein Widerspruch mit den modernen Ergebnissen der Geologie und Paläontologie liege, dem man sich durch eine nachträgliche Umdeutung der Bibel habe entziehen wollen, geht schon zur Genüge aus der bekannten Ansicht des Kirchenlehrers Augustinus hervor, der weder sechs Tage noch sechs Zeiträume, sondern sechs angelische Schauungen zu finden glaubte.

damit die Schilderungen assyrischer Annalen vergleicht. Isaias 30, 6 heißt es: „Land der Angst und Bedrängnis, Löwe und Löwin ist von daher, Otter und fliegender Drache", und Deuteronomium 8, 15: „Schlangen mit verzehrendem Hauche und Skorpionen." Die moderne Kritik erblickt hierin eine phantastische Ausschmückung; um so mehr überrascht eine ähnliche Meldung der Annalen Asarhaddons von „20 Meilen Fläche Schlangen und Skorpionen" und von „Schlangen mit zwei Köpfen" [1]. Selbst Dr Hugo Winkler, der nicht leicht in textkritische Verlegenheiten gerät, ist darüber erstaunt, „da assyrische Kriegsberichte sich sonst streng im Rahmen der Wirklichkeit halten". Jetzt haben wir die Erklärung: der assyrische Kriegsannalist war von einem Hebräer beeinflußt!

Doch kehren wir einstweilen zu dem Wolkenphänomen zurück, indem wir die Würdigung der Wüstenbestien für eine andere Gelegenheit versparen. Vielleicht löst sich das Rätsel doch noch einfacher. Wenn Delitzsch sagt: Jahve habe sein Volk mit einer Rauchsäule begleitet, so ist das nicht ganz der Wahrheit entsprechend. Wird doch Exodus 13, 21 ff berichtet: „Der Herr aber ging vor ihnen her, den Weg zu zeigen, bei Tag in einer Wolkensäule und bei Nacht in einer Feuersäule. . . . Niemals fehlte die Wolkensäule bei Tag oder die Feuersäule bei Nacht." Das hebräische Wort ʿānān (arabisch ʿanānun) hat niemals die Bedeutung „Rauch". Die Wolke stieg auch nicht auf, sondern schwebte. Was aber tut Ištar? Sie läßt zur Rechten Rauch und zur Linken Feuer aufsteigen. Was soll denn das heißen? Ištar ist die verheerende Göttin des Krieges, sie erscheint in Flammen gekleidet, nicht um zu leuchten, sondern einen Feuerregen auf die Feinde herabströmen zu lassen (KB II 272 u. 253). Die in Rauch- und Flammen aufgehenden Städte und Dörfer längs des Heereszuges sind ihr Werk; sie ist eben nach assyrischer Auffassung die eigentliche Kämpferin. „Ištar, die Herrin der Schlacht, welche mein Priestertum liebt, stand mir zur Seite, zerbrach ihren Bogen, sprengte ihre geordnete Schlacht", heißt es in einer Inschrift Asarhaddons (KB II 143). Es bedarf wahrlich keines besondern Scharfsinns, um die totale Verschiedenheit der beiden Erzählungen zu erkennen: im Assyrischen das Symbol der zerstörenden Kriegsmacht der Ištar, in der Bibel ein wirkliches Phänomen, ganz anderer Art, das Jahves schützende Allmacht seinem Volke als sichern Führer durch die

[1] Die Keilinschriften und das Alte Testament I³ 89.

Wüste gewährte. So löst sich auch diese frappante Identität in — Rauch auf.

In Bezug auf das Neue Testament weiß Delitzsch durch einen Vergleich zwischen Marduks (Merodachs) heilkräftigem „Speichel des Lebens" und der wunderbaren Wirkung des Speichels unseres Heilandes (Mk 7, 33 ff; 8, 23. Jo 9, 6 ff) anfänglich zu bestechen. Daß die Babylonier (und Assyrier) wirklich dem Speichel eine große Zauberkraft zuschrieben, unterliegt keinem Zweifel. Es geht schon klar daraus hervor, daß die Begriffe kišpu (Zauber) und ruḫû (Spuk) durch dasselbe Ideogramm ausgedrückt werden, welches auch und zwar ursprünglich imtu (Speichel) bezeichnet (ich sage ursprünglich, denn dieses Ideogramm selbst ist ein Kompositum von dem Bild des „Mundes" [pû] und dem Ideogramm für „öffnen" [pitû])[1]. Man unterschied den guten, heilbringenden (imat balâṭu = Speichel des Lebens) und einen bösen, giftigen (imat mûti = Speichel des Todes). Beide Bezeichnungsweisen werden aber häufig auch im übertragenen Sinne angewendet. So in der von Delitzsch angeführten Stelle: „O Marduk, dein ist der Speichel des Lebens", und in der großen Prunkinschrift Sargons, wo der assyrische Annalenschreiber den Herrscher sprechen läßt: „Die Luti samt Maršanäern schlachtete ich wie Lämmer ab und spritzte Todesgift auf die übrigen Rebellen" (KB II 71).

Nichts von alledem bei den Israeliten. Gewiß ist bei ihnen nie von einer schlimmen Zauberkraft, einer giftigen Wirkung des Speichels die Rede. Wohl galt nach Leviticus 15 f der Speichel von solchen, die an gewissen Krankheiten leiden, als kultisch verunreinigend; aber an eine Verhexung dachte man dabei nicht im mindesten. Dagegen war man überzeugt, daß der Speichel eines gesunden Menschen eine gewisse Heilkraft habe, wenigstens steht bei den Juden der Gebrauch des Speichels bei Augenkrankheiten fest. Unter den am Sabbat verbotenen Verrichtungen wird derselbe ausdrücklich erwähnt. Aber von Zauberei ist auch da keine Spur zu finden. Wie kommt es jedoch, daß man sowohl in Babylonien als bei den Juden dem Speichel überhaupt eine Heilkraft zuschrieb? Sehr einfach! Weil die Natur selbst, die instinktive Handlungsweise der Tiere und die eigene Erfahrung es lehrten. Wenn der Hund sich eine Wunde

[1] Man sollte erwarten, daß man Speichel durch „Mund + Wasser" ausgedrückt habe, aber dieses Zeichenkompositums bedurfte man für den Begriff „Trinken".

zugezogen hat, so beleckt er dieselbe und reinigt sie dadurch nicht bloß, sondern wendet auch unbewußt ein antiseptisches [1] Heilverfahren an. Genau so verfährt der Mensch, der noch nicht die Verfeinerung einer höheren Kultur auf sich hat wirken lassen. So bestand denn auch schon im Altertum vielfach der Gebrauch, Geschwüre, Schlangenbisse und Skorpionstiche auf die angegebene Art zu behandeln, und wenn damit in Babel allerlei Zauberei verbunden wurde, so ist das nur eine von den vielen Verirrungen des menschlichen Erkennens, welche in Gemeinschaft mit den ärgsten sittlichen Ausschreitungen den offiziellen babylonischen Kult charakterisieren.

Zu den drei Wundern des Evangeliums, bei welchen Christus der Herr den Speichel seines Mundes angewendet hat, bedurfte er gewiß eines solchen äußeren Zeichens nicht; ein Wort, ein Willensakt hätte genügt. Allein im Hinblick auf die Eigenart der menschlichen Natur, derzufolge unsere geistige Erkenntnis durch die Sinne vermittelt wird, liebte es der Herr, bei den Erweisen seiner Gnade auch ein passendes sinnfälliges Zeichen anzuwenden. So hielt er es bei der Einsetzung der heiligen Sakramente, so auch bei der Betätigung seiner göttlichen Wunderkraft. Im letzteren Falle hatte aber die Anwendung eines oder mehrerer solcher äußeren Zeichen wohl noch einen andern Zweck. Jesus selbst betont wiederholt die Notwendigkeit eines festen Glaubens als Bedingung für die Ausübung seiner Wundermacht (Mt 13, 58; 17, 19), und er entläßt häufig die glücklichen Geheilten mit der Versicherung: „Dein Glaube hat dir geholfen.“ Es wäre auch nicht recht verständlich gewesen, hätte er, ohne daß der Leidende selbst, noch dessen Freunde oder Verwandte ihm mit Vertrauen entgegengekommen wären, eine so außerordentliche Wohltat gespendet. Allein je höher und unbegreiflicher dieselbe war, um so schwerer war jener zuversichtliche Glaube. Rief doch einmal einer der Bittsteller (Mk 9, 23) gerade heraus dem Heilande zu: „Herr, komme meinem Unglauben zu Hilfe.“ Wie aber das Reich der Gnade das der Natur nicht zerstören, sondern auf ihr aufbauen soll, da ja der Urheber beider Gott selbst ist, so benützte der Herr gewisse äußere Handlungen, welche durch ihren sinnbildlichen Charakter geeignet sind, den Menschen in die richtige Seelenstimmung zu versetzen, um Glauben und Vertrauen zu erwecken.

[1] Tatsächlich enthält der Speichel verschiedene Stoffe, die der Heilung einer Wunde förderlich sind: Ptyalin (als Ferment), anorganische Salze (desinfizierend) und Albumin (als schützender Überzug).

Dahin gehörte für den Israeliten auch die Anwendung des Speichels, der ja nach seiner Ansicht heilende Kraft hatte, dahin auch die Auflegung der Hände als Zeichen der Kraft von oben. Kaum könnte die erreichte psychologische Wirkung einfacher und schöner dargestellt werden, als es bei Markus 8, 22—26 geschieht. Dem Heiland wird in Bethsaida ein Blinder zugeführt. Er heilt denselben nicht sofort, sondern nimmt ihn liebevoll bei der Hand und führt ihn aus der Ortschaft heraus. Schon das mußte das Vertrauen wecken. Jetzt benetzt Jesus mit dem Speichel seines Mundes das Auge des Blinden und legt ihm seine heiligen Hände auf und fragt ihn, ob er etwas sehe. Da blickt der Arme auf, und in der Tat, es wird hell um ihn, aber die Gegenstände erscheinen ihm in noch unbestimmten Umrissen und viel zu groß, die Menschen kommen ihm vor wie wandelnde Bäume. Doch freudige Hoffnung durchzuckt ihn, ein unbegrenztes Vertrauen auf seinen Retter ist die Folge, und so ist er reif für den vollen Gnadenerweis. Abermals legt der Herr die Hände auf die Augenlider des Kranken, und nun steht alles klar und deutlich vor dessen freudestrahlendem Blick.

Solchergestalt sind die Erzählungen des Evangeliums, voll Einfachheit und innerer Wahrheit. Da ist keine Spur von jenem phantastischen Wesen, das Delitzsch darin findet, nichts, was ihn berechtigen könnte, die biblischen Wunder mit dem abergläubischen Unsinn in Verbindung zu bringen, den die Keilinschriftliteratur zuweilen vor Augen führt.

Ganz das nämliche gilt für den weiteren Versuch Delitzschs, die größten Wunder des Herrn, die Totenerweckungen, ihrer Tatsächlichkeit zu entkleiden. Wenn die Babylonier (oder auch die heutigen Araber) in ihrer stark übertreibenden Weise einen todkranken Menschen als „tot" bezeichnen und seine ärztliche Wiederherstellung als eine „Totenerweckung" preisen, so ist das nicht allzu befremdlich. Nicht die gleichen, aber doch ähnliche Leistungen einer schwunghaften Phantasie finden sich auch in unserer modernen, abendländischen, ja unserer deutschen Literatur und nicht bloß dort, wo die Verehrung zur Apotheose wird. Wie oft schildern unsere Dichter und Romanschreiber eine unerlaubte Zuneigung als ein tägliches, ja stündliches „Sterben vor Liebe". Ähnlich starke Hyperbeln finden sich aber auch in manchen „wissenschaftlichen" Schriften anerkannter Männer von Fach. Insofern es Orientalisten sind, mag zu ihrer Entschuldigung geltend gemacht werden, daß ein zu intensives Studium der morgenländischen Literatur oder gar ein längerer Aufenthalt unter der glühenden

Sonne Arabiens eine merkliche Steigerung der nordischen Einbildungskraft bewirken kann.

Aber auch die lebhafteste orientalische Phantasie reicht nicht hin, in der Auferweckung des schon vier Tage im Grabe ruhenden, bereits in offenkundige Verwesung übergegangenen Lazarus von Bethanien lediglich die Heilung eines Kranken zu erblicken, oder in der Wiederbelebung des Jünglings, den man zu Naim auf der Totenbahre zum Begräbnis trug, eine rein symbolische Handlung, welche den Leidtragenden Trost einflößen sollte.

Wenn man die Wunder Christi leugnen will, so sage man: sie sind in sich unmöglich, und deshalb glaube ich sie nicht. Das ist zwar eine philosophisch unhaltbare Stellung, aber man spart sich so wenigstens alle weitere Mühe. Man hat nicht nötig, die klarsten Verhältnisse bis zur Unkenntlichkeit zu verwirren und dadurch bei ruhig denkenden Geistern sich um Vertrauen und Kredit zu bringen.

Wir kommen nun zu einer sehr verfänglichen Parallele: zu den verschiedenen Formen der Gottesoffenbarung nach babylonischen und biblischen Vorstellungen. Auch hier bemerken wir — wie Delitzsch glaubt — bei beiden Völkern ganz die nämlichen Schöpfungen orientalischer Einbildungskraft, ganz die nämlichen naiven und abergläubischen Ideen. Prüfen wir zunächst die Auffassung der Heiligen Schrift.

Es unterliegt gewiß keinem Zweifel, daß Gott, unser Schöpfer und Erhalter, der unser innerstes Wesen durchschaut und mit seiner Allmacht jeden Augenblick, wie unser körperliches, so auch unser geistiges Sein und Handeln trägt und beherrscht, sich auch auf das bestimmteste und klarste einer Seele mitteilen kann, ohne daß dabei die äußeren Sinne oder die Phantasie, die beiden Kanäle, welche unserem Geiste die Gegenstände seiner Erkenntnis zu vermitteln pflegen, in irgend welche Tätigkeit treten. Wer aber dieser Wahrheit sich nicht verschließt, der wird weiterhin auch durchaus nichts Widersinniges oder der Majestät Gottes Unwürdiges darin finden, wenn diese göttliche Mitteilung sich unter Umständen auch in sinnfälliger Art vollzieht. Auf diese Weise wahrt ja Gott den eigentümlichen Charakter des menschlichen Erkennens, dessen Formalobjekt eben das Geistige im sinnfälligen Gewande ist. So war es bei den Offenbarungen, die dem erlauchten Stammvater und dem großen Führer des auserwählten Volkes zu teil wurden. Der Eindruck, den dieses sichtbare Auftreten Jahves bei den Begnadigten hervorrief, ließ nicht nur keinen Zweifel über die Realität der Offenbarung aufkommen, sondern brachte ihnen auch in unauslöschlicher Weise ihre Mittlerrolle zwischen Gott und Volk zum Bewußtsein und setzte sie außerdem in den Stand, die ihnen gewordene Sendung dem an eine rein geistige Auffassung nicht gewöhnten Volke in lebendiger und wirkungsvoller Weise zu verkünden.

Neben dieser unmittelbaren, im wachen Zustande erfolgten Offenbarung kannte man aber auch eine mittelbare, die in einem noch zu deutenden oder gleichzeitig gedeuteten Traume bestand. Das ist auf den ersten Blick gewiß befremdend, da gerade der Traum eines jener Mittel war, mit dem sowohl Ägypter als Babylonier in abergläubischer Weise den Schleier der Zukunft zu lüften trachteten, und weil anderseits die gesunde Vernunft die Traumdeutung als eine Quelle ärgster Täuschung längst erkannt hat. Zunächst muß nun aber ausdrücklich hervorgehoben werden, daß auch die Heilige Schrift nicht nur in dem gewöhnlichen Traum ein nichtiges Phantasiegebilde erkennt (Is 29, 7; Prd 5, 2 6), sondern auch ausdrücklich davor warnt, sich auf Traumgesichte zu verlassen, und in der Traumdeutung sogar einen Greuel, ein todeswürdiges Verbrechen sieht.

Sehr eindringlich ist ja die Mahnung Sirach 34, 1—7: „Gleich einem, der nach Schatten haschet und dem Sturmwinde nachläuft, ist auch der, welcher acht hat auf trügerische Traumgesichte; denn Träume haben schon viele irre geführt, und sie täuschten sich, indem sie auf dieselben vertrauten.“ V. 5 stellt sogar die Traumgesichte auf ein und dieselbe Stufe mit Wahrsagerei und Zeichendeutung, wie denn auch schon Deuteronomium 18, 10—12 alle drei als schwere Sünde brandmarkt, die der Herr beim Einzug ins Gelobte Land mit dem Tode bestrafen werde. Diese Warnungen und Drohungen haben gleichwohl nicht verhütet, daß später falsche Propheten und Traumdeuter durch ihr heilloses Treiben das Volk ins Verderben stürzten, trotzdem Jeremias mit der ganzen Kraft seines Ansehens dagegen auftrat (vgl. Jr 23, 25—27; 27 u. 28).

Das sind sehr bestimmte Zeugnisse; aber es stehen denselben andere, ebenso sichere gegenüber, welche das Traumgesicht als ein Mittel der göttlichen Offenbarung anerkennen. Freilich trat dasselbe an Bedeutung gegen die direkte Kundgebung Gottes ganz zurück, wie aus Numeri 12, 6 klar hervorgeht: „Ist jemand unter euch Prophet des Herrn, so werde ich in Gesichten mich ihm offenbaren oder in Träumen zu ihm reden; ein solcher aber ist nicht mein Diener Moses, ... von Mund zu Mund nämlich rede ich zu ihm, und offenbar, nicht aber in Bildern und Rätseln schaut er den Herrn.“ Damit ist immerhin der prophetische Traum anerkannt. Auch Jeremias und Sirach — von andern Zeugen ganz zu schweigen — bestätigen dies, indem sie jedoch zugleich eine gründliche Scheidung des gottgesandten und des abergläubischen Traumes fordern (Jr 23, 25—28. Sir 34, 6). Als Kriterium der Echtheit der göttlichen Sendung gilt neben der Heiligkeit des Wandels die tatsächliche Erfüllung. Daß Gott sich nicht „Propheten“ offenbaren werde, wie Isaias (28, 7) oder Jeremias (23, 14) sie kennzeichnen, das war keinem vernünftigen Israeliten zweifelhaft, und ebenso wirksam war das Wort des ebengenannten Propheten, mit dem er zugleich den Trugpropheten Hananias entlarvte und sich selbst als wahren Gottesboten auswies: „Höre, Hananias! Dich hat der Herr nicht gesendet, und du hast das Volk vertrauen gemacht auf Lüge. Darum spricht der Herr also: Siehe, ich weise dich hinweg von der Fläche des Erdbodens; in diesem Jahre wirst du sterben; denn wider den Herrn hast du geredet.“ Der

Drohung folgte die Erfüllung: „Und der Prophet Hananias starb in jenem Jahre, im siebten Monat.“

Durch eine so sorgfältige Prüfung der Traumgesichte und die Verpönung einer allgemeinen und leichtfertigen Anwendung dieses Mittels, das künftige Geschick zu erfahren, erhebt sich der Gottestraum der Bibel himmelhoch über die Wahnvorstellungen, welche die im Schlummer auftauchenden Bilder in dem Babylonier oder Ägypter hervorzurufen pflegten.

Woher kommt aber überhaupt die Idee, daß der Mensch im Traum von einer höheren Macht heimgesucht werde? Es ist die eigenartige, dem Denken im wachen Zustand oft völlig fremde, ja entgegengesetzte Reihe von außerordentlich lebhaften Vorstellungen, die oft, wie der Schlummernde selbst in manchen Fällen später konstatieren kann, in rasender Schnelligkeit aufeinander folgen. In wenigen Stunden, ja Minuten erlebt man da so viele Dinge, wie sonst nicht in Wochen und Monaten, und dabei kommt es vor, daß Gedanken auftauchen, die durch ihre Schönheit und Wahrheit den Erwachten überraschen oder durch ihre Schrecklichkeit noch lange unwillkürlich nachwirken. Hierher gehören vor allem auch die Qualen des Gewissens, die sich nach vollbrachtem schweren Unrecht während des Schlummers häufig auch bei solchen einstellen, die es im wachen Zustand meisterlich verstehen, über die „Zwirnsfäden“ des Dekalogs ohne Skrupel hinwegzusetzen. Alle diese an sich natürlichen Erscheinungen erklären hinreichend die im Orient (und auch im Okzident) verbreitete Ansicht, im Schlafe rede Gott selbst oder ein Engel — sei es ein guter oder ein böser — zum Menschen. Aber gerade der Aufschrei des Gewissens, den der Schlummernde vernimmt, läßt die Annahme berechtigt erscheinen, daß der Traum auch ein außerordentliches Mittel in der Hand Gottes werden kann, den verblendeten Menschen — unbeschadet seiner Freiheit — aufzurütteln. Sehr schön sagt hierüber Job 33, 15—17: „Im Traume, im nächtlichen Gesichte, wenn tiefer Schlaf gefallen auf die Menschen, ... da schließt der Menschen Ohr er auf und lehret sie und mahnet durch die Warnung, daß er den Menschen abbringe von dem, was er verübt, und befreie ihn von dem Übermut ...“ Wenn aber darin nichts Unpassendes, Abergläubisches liegt, so ist auch die Annahme der Möglichkeit der prophetischen Träume zulässig, zumal da ihre später als richtig erkannte Auslegung gleich dem Wunder als untrügliches Zeugnis göttlicher Sendung gelten konnte und mußte. Solcher Art waren die Träume des Pharao (Gn 41) und des Nabuchodonosor (Nebukadnezar) (Dn 2), durch deren Auslegung die Überlegenheit der Religion Abrahams in ihren Vertretern Joseph und Daniel selbst auf fremdem Boden und im Kreise heidnischer Religionsanschauungen in glänzendstem Lichte erstrahlte.

Uns Nordländern mag es ja nicht so unmittelbar einleuchten, daß Gott sich überhaupt des Traumes bediente, um der Wahrheit Zeugnis zu geben; aber da es — wie wir das schon öfter betont haben — seiner Weisheit entspricht, nicht bloß an die Eigenheiten der menschlichen Natur, sondern auch an tiefgewurzelte und letztlich in der psychischen Anlage eines Volkes selbst wurzelnde Anschauungen anzuknüpfen, so wird eine verständige Würdigung des orientalischen Charakters auch dem prophetischen Traum als Mittel der Offenbarung gerecht werden. Dadurch

hat Gott ebensowenig ein trügerisches Mittel sanktioniert, wie die medizinische Wissenschaft den regelmäßigen, willkürlichen Genuß eines Giftstoffes empfiehlt, wenn sie sich desselben in einzelnen Fällen und mit größter Vorsicht zum Heile des Kranken bedient.

Selbst die einzige scheinbare Berechtigung, die israelitische Religion des Aberglaubens zu zeihen, erweist sich somit als hinfällig. Ich sage: die einzige; denn auch Delitzsch wird es wohl nicht in den Sinn kommen, das Alte Testament irgend einer der vielen Arten der Wahrsagerei, Zauberei und Beschwörung zu beschuldigen, die so oft in der keilinschriftlichen Literatur wiederkehren, und was am meisten zu beachten ist, einen wesentlichen Teil des religiösen Kultus der Assyro-Babylonier bildeten. Über diesen selbst schweigt sich Delitzsch in seinen Vorträgen über „Babel und Bibel" leider völlig aus; ein solcher Hinweis war ja nicht zweckentsprechend. Wir wollen indes den Vorhang etwas aufziehen, damit der Leser das Chaos babylonischer Religionsverhältnisse aus eigener Anschauung kennen lerne. Erst später werden wir wieder zum Alten Testament zurückkehren und die Parallele vervollständigen.

Die babylonischen Priester [1], angefangen vom šangam mahu (dem höchsten geistlichen Würdenträger) bis herab zum kalû, waren alle zugleich Magier. Aber der abergläubischen Riten gab es so viele, daß man sie auf verschiedene Spezialämter verteilen mußte. In dem babylonischen Tempel findn wir einen Propheten und Wahrsager (maḫḫû) und sein (im Babylonischen niemals fehlendes) weibliches Seitenstück, die maḫḫûtu. Neben ihm fungierte der Seher (šabrû und barû) und sein weibliches Komplement, die šabrâtu. Ein solcher šabrû war es, welcher Assurbanipal vor seinem Auszug gegen die Elamiter seine glückverheißende nächtliche Vision (tabritu mûši) verkündigte. Auf einem sehr unheimlichen Gebiete endlich bewegte sich die Tätigkeit des mašmašu (âšipu), des Beschwörers, und des ša'ilu, der den Teufel bannte.

Sie alle hatten die Hände voll Arbeit, denn überall gab es etwas zu deuten, überall spukte es, und die Dämonen waren die Herren im Lande. Die babylonisch-assyrische Literatur ist denn auch reich an Omina- und Beschwörungstafeln, die für jeden einzelnen Fall die richtige Deutung bzw. Abhilfe boten. Der Besucher des British Museum zu London wird in der „Ninive-Gallery" Table-Case F, H u. I eine ganze Reihe solcher Inschriften finden. Sie bilden aber nur einen geringen Teil der dort vorhandenen astrologischen und magischen Literatur, von andern Museen und den Ergebnissen neuerer Ausgrabungen gar nicht zu reden.

[1] Die gewöhnliche Bezeichnung für Priester war šangû oder auch ramku, welch letzteres Wort eine der wichtigsten Priesterhandlungen, die des Opfers, ausdrückt (ramâku = ausgießen, libieren); übrigens hieß das Trankopfer selbst nikû (von nakû, libieren), was aber auch für Opfer und besonders für Opferlamm gebraucht wird.

Die Reihe der Gegenstände und Erscheinungen, deren sich die babylonisch-assyrische Zeichendeuterei bemächtigte, ist fast unübersehbar. Ein jeder haschte eben nach einem günstigen Zeichen von den Göttern und nicht am wenigsten die Könige selbst. Es war natürlich, daß man die Zeichen vor allem dort suchte, wo die Gottheit sich am großartigsten offenbart: in der Natur, und zwar besonders am gestirnten Himmel. In der Tat hat ja auch das ganze babylonische Pantheon einen wesentlich astralen und meteorologischen Charakter, der nur zur Personifikation mit menschlichen — leider oft nur zu menschlichen — Zügen überkleidet wurde. Alle irdischen Vorgänge erschienen dem Babylonier als ein Ab- oder Nachbild des Himmlischen, ein eingehendes Studium des letzteren mußte daher auch zu einer sichern Erkenntnis der Geschicke sowohl der einzelnen Menschen wie ganzer Reiche führen. Daher ihre mit staunenswertem Fleiße angestellten Beobachtungen der Sonne, des Mondes, der Finsternisse, der Konjunktionen und Stillstände der Planeten, der heliakischen Auf- und Untergänge der Sterne, des Erscheinens von Kometen, Meteoren und Sternschnuppen. Das war nun noch die edelste Art der babylonischen Zeichendeuterei, und die um ihretwillen betriebene Erforschung des Himmels war sogar in mehrfacher Beziehung höchst wertvoll und ist es noch heute [1]. Aber der eigentliche Zweck war ein abergläubischer [2]. Besonders waren die Finsternisse von entscheidender Wichtigkeit, und man erwartete die auf Grund von Berechnungen angesagten in höchster Spannung. Diese Stimmung kommt beispielsweise zum Ausdruck in der Klage eines unglücklichen babylonischen Königs: „Ich Šamaššumukin, der König und Sohn seines Gottes, dessen Gott Marduk und dessen Göttin Sarpanit ist, ob der verhängnisvollen Mondfinsternis, die eintreffen wird im Monat šabâtu am 15. Tag, wegen der bösen Zeichen, der schlimmen, nichts Gutes verheißenden Erscheinungen, welche in meinem Palaste und in meinem Lande sich zeigen, fürchte mich, bin in Schrecken, bin entsetzt." [3] Wir fragen uns, wie denn eine Mondfinsternis ein Unglück vorbedeuten könne. Aber dem Babylonier war es selbstverständlich, daß die Verfinsterung des Mondgottes, überhaupt jeder astralen Lichtgottheit Bedrängnis und Trauer ankündigte, eine Anschauung, die übrigens noch heute im Orient verbreitet ist. Bei den alten Sumeriern und den

---

[1] Den Himmelsbeobachtungen der Babylonier verdankt nicht nur ihre eigene Geschichte eine wohlgeordnete Chronologie, sondern auch die spätere wissenschaftliche Astronomie ihre Entstehung und zugleich reiches und sicheres Material zur theoretischen Verwertung. Das gilt selbst heute noch, indem unsere Kenntnis der Mondbewegung und vielleicht auch der Lauf des einen oder andern Planeten auf Grund der um mehr als 2000 Jahre zurückliegenden Angaben der Babylonier eine nicht unerhebliche Förderung erfahren wird. (Näheres in meiner Abhandlung in der Zeitschrift für Assyriologie XV 178 ff.)

[2] Die von J. Epping S. J. und mir untersuchten astronomischen Tafeln aus einer späteren Zeit haben allerdings einen durchaus wissenschaftlichen Charakter (vgl. meine Babyl. Mondrechnung 205).

[3] A. Boissier, Revue sém. 1898, 144. Vgl. übrigens das wertvolle Buch Kings: Babylonian Magic and Sorcery, London 1896.

späteren semitischen Babyloniern hatten solche Verdunklungen Mißwachs, Überschwemmung, Hungersnot, Pest, feindliche Einfälle, Empörung unter den Truppen, den Tod oder den Sturz des Königs zur Folge. Aber auch das unerwartete Erscheinen eines Gestirnes (der Mondsichel) an einem bestimmten Tage konnte unheilvoll werden [1].

Doch wir sind mit den Himmelszeichen (ittâte bzw. idâte ša šamê [2]) noch nicht zu Ende. Auch die atmosphärischen Erscheinungen waren einer ähnlichen Deutung fähig wie die astronomischen, so die Richtung und Form der Wolken, die kleinen und großen Mond- und Sonnenhöfe [3], die Verdunklung von Mond und Sonne durch Wolken sowie ganz besonders die schauerlichen assyrischen Gewitterstürme. Zwei Phänomene dieser Art habe ich in der Zeitschrift der Deutschen Morgenl. Gesellschaft (LVI 60—70) näher charakterisiert. Eines derselben brachte ein ganzes Heer in Verwirrung und reizte dasselbe zu Meuterei bzw. Fahnenflucht an.

Neben diesen himmlischen Zeichen kamen aber auch die psychischen Phänomene zur Geltung, und zwar vor allem die Vision (gew. biru) und der Traum (šuttu = bir mûši, das Nachtgesicht). Es gab sogar einen eigenen ilu ša šutti, einen Traumgott.

Man darf sich nun nicht wundern, daß gerade hierin dem weiblichen Geschlecht eine gewisse Bevorzugung zu teil wurde. Hoch oben auf dem 300 Fuß hohen zikurat (dem Siebenstufenturm) des berühmten Marduktempels É-saggila in Babylon empfing in der Stille der Nacht auf dem goldenen Ruhebett des Göttergemachs eine Geweihte die Offenbarungen ihres Gottes. Ebenso waren es Priesterinnen der Ištar von Arbêla, die dem König Asarhaddon das Orakel ihrer göttlichen Majestät vermittelten. Sein Sohn Assurbanipal, der dem Frauengeschlecht gewiß nicht abhold war, scheint sich jedoch in dieser wichtigen Angelegenheit mehr auf Männerträume verlassen zu haben. So berichtet eine Annaleninschrift über einen Sehertraum, der den König ermutigte, gegen seinen aufrührerischen Bruder Šamaššumukîn zu Felde zu ziehen. Es heißt dort: „Ein Traumseher legte sich nieder und sah im Traum auf der Mondscheibe geschrieben: „Wer gegen Assurbanipal Böses plant .... dem will ich schlimmen Tod bereiten durch das blitzschnelle Schwert, Brandfackel ꝛc. ..." (vgl. P. Jensen KB. 187). Natürlich wirkten böse Träume ebenso niederschlagend, besonders wenn noch — wie gewöhnlich — andere Unglückszeichen, „Wunder und Zeichen des Himmels und der Erde, ein böses Zeichen in Stadt und Land" (Rawlinson, The Cuneiform Inscript. of Western Asia IV 57 64 65a), hinzukamen.

---

[1] Zur babylonischen Astrologie vgl. Thompson, R. C., The reports of the magicians and astrologers of Niniveh and Babylon in the British Museum, London 1900, sowie Ch. Virolleaud, Présages tirés des éclipses etc.: Zeitschrift für Assyriologie XVI 201 ff.

[2] Von den ittâtu, den sichtbaren Zeichen (Gesichten), welche jemand von der Gottheit erhielt, unterscheiden sich die idâte, die Wunderzeichen (so Delitzsch, Handwörterbuch 156 305).

[3] Vgl. besonders R. C. Thompson a. a. O.

Dieser Zeichen in Stadt und Land waren nun so viele, daß sie sich kaum aufzählen lassen. Jeder Vorfall oder Umstand, mochte er auch an sich noch so unschuldig und geringfügig sein, war für den Wahrsager höchst bedeutsam. Sorgfältig beobachtete er das Auftreten und die Bewegungen der einzelnen Tiere[1] vom Skorpion und der Schlange bis zum Pferde und Löwen. Besondere Aufmerksamkeit verdienten natürlich die Vögel und namentlich der Schicksalsvogel, die Schwalbe (deren ideographische Schreibung NAM, das auch = šimtu, Geschick, schon darauf hinweist). Auch der Hund spielte eine große Rolle; man höre nur: Wenn ein Hund in einen Palast kommt und sich dort auf ein Bett legt, so wird sich dieses Palastes niemand bemächtigen; wenn er sich aber auf den Thronsessel legt, so wird große Drangsal über das Haus kommen. Schlich sich ein weißer Hund in einen Tempel, so hatte das für dessen Bestand nichts Gefährliches; war es aber ein schwarzer, so bedeutete das den Ruin des Heiligtums (Brit. Mus. K 217 + K 4046). Mehr noch war der Körper des Menschen mit allen seinen Teilen, ja selbst die Beschaffenheit und Farbe seines Haars und — last not least — die Form seines Schattens Gegenstand detaillierter Ausdeutung. Hatte der neugeborene Weltbürger irgend eine körperliche Abnormität, so brachte das nicht bloß dem Hause Unglück, sondern konnte auch für das ganze Land verhängnisvoll werden. Hierfür nur ein Beispiel: „Wenn ein Weib ein Kind gebiert mit 6 Fingern an seiner rechten Hand, so kommt Unglück über das Haus; wenn aber . . . mit 6 Zehen am rechten Fuß, so wird das Heer vernichtet werden" (Brit. Mus. K 2007).

Ich glaube, das genügt. Wir wollen indes nicht streng urteilen, können aber auch unser Bedauern nicht unterdrücken, daß ein so begabtes Volk sich mit so nichtigen Dingen abquälte. Dieses Bedauern steigert sich jedoch zur schmerzlichen Teilnahme, wenn wir sehen, wie jenes arme Volk jahrtausendelang von der furchtbarsten Hexenangst geplagt wurde. In keinem Lande der Welt spielten wohl der Zauberer (kaššapu) und die Hexe (kaššaptu) eine so traurige Rolle wie im babylonisch-assyrischen Religionsbereich.

Vor diesen Unholden, die mit den Teufeln im Bunde stehen, ist niemand sicher, selbst nicht die Könige. Das schreckliche Gebaren der bösen Dämonen (utukkê lemnûti) selbst wird in den babylonischen Beschwörungstexten anschaulich geschildert. Ihre Heimstätte ist die Wüste, und von da aus bedrohen sie fortwährend durch plötzliche Einfälle Stadt und Land. Unaufhaltsam stürmen sie voran von Haus zu Haus; kein Tor wehrt ihnen den Eingang; sie winden sich durch die Ritzen der Türen, schlagen die Menschen in Fesseln, bringen Unglück in

[1] Bei den Opfertieren war auch die Form des aufsteigenden Rauches von großer Wichtigkeit. Nach Ezechiel 21, 21 hat Nabuchodonosor durch das Pfeillos, Befragen der Götzen und Beschauung der Eingeweide (besonders Leber) der Opfertiere sich entschlossen, nicht nach Rabbath, sondern nach Jerusalem zu ziehen.

die Familien, zerreißen die heiligsten Bande der Ehe und Freundschaft; sie fressen das Fleisch ihres Opfers und saugen sein Blut, und der, den ihr giftiger Speichel behext hat, irrt ruhelos Tag und Nacht umher[1]. Sie sind mehrfach Sturm- und Krankheitsdämonen und sind bald weiblich, bald männlich gedacht[2]. Was uns aber am meisten interessiert, das ist ihre göttliche Herkunft. So wird die Fieberdämonin Labartu stets „Tochter Anus", des Himmelsgottes, ja als Göttin (!) angeredet. Und welch göttliche Hoheit verkündet ihre Erscheinung! Ihr Haupt ist das eines Löwen, ihre Gestalt die des Esels, fahl wie Ton ihr Angesicht; ihre Lippen gießen Speichel aus, und sie heult wie ein Schakal. Besonders wütet dieser weibliche Dämon gegen die kleinen Kinder: sie veranlaßt gewaltsame Frühgeburt, verrenkt die Glieder des Kindes, zerschneidet seine Sehnen und erfüllt mit Feuer und Schüttelfrost seine zarten Glieder. Um die Schreckliche zu bannen, hatte das babylonische Ritual eine ganze Reihe von Beschwörungsformeln bereit, die von entsprechenden Zeremonien begleitet waren. Beide sind ein merkwürdiges Gemisch von göttlicher Verehrung und äußerstem Abscheu. Man gibt der Labartu schmeichelhafte Titel: „Göttin, Herrscherin der Herrscherinnen, große Tochter des Anu", man wünscht, daß die Götter, ihre Väter, ihren Hunger und Durst stillen, damit sie sich nicht am Menschen vergreife, man macht aus Ton ihr Bild und stellt davor Opfergaben sowie das Bild eines schwarzen Hundes. Drei Tage lang bleibt ihr Tonbild zu Häupten des Kindes stehen, dann wird es draußen vor dem Hause zerschlagen, in einem Winkel begraben und zu guter Letzt die Stelle mit Mehlbrei umgeben[3].

Solcher Vorschriften gab es aber noch viele andere. Sie alle kennzeichnen die sklavische Furcht vor den dämonischen Gewalten und den tiefen Stand der babylonischen Religion. Bei solchen Anschauungen konnte natürlich auch das eigentliche Hexenwesen zur Blüte gelangen. Assyrische Tafeln des Britischen Museums (Table-Case F) bieten dafür anschauliche Belege. Gleich die erste Series beginnt mit einer Zauberbeschwörung. In dem Schlußgebet an den Feuergott heißt es: „O Nusku, Allmächtiger . . . hoch habe ich erhoben die Fackel und dir entgegengeleuchtet. Der Zauberer hat mich behext; mit dem Bann, mit dem er mich belegt, belege ihn. Die Hexe hat mich behext; mit dem Zauberbann, mit dem sie mich geschlagen, schlage sie . . . Mögest du, allmächtiger Gott des Feuers, vereiteln die Verwünschungen und Zaubermittel derer, die Zeichen auf mein Bild geschrieben, Figuren meiner Gestalt gemacht, aufgefangen meinen Speichel, ausgerauft mein Haar, zerrissen meine Kleider, gehemmt meine Füße

---

[1] Vgl. Heinr. Zimmern, Beiträge zur Kenntnis der babylonischen Literatur, 1. Lfg: Die Beschwörungstafel Šurpu, Leipzig 1896, 37; ebenso Die Keilinschriften und das Alte Testament [3] 459—461.

[2] Die beiden Dämonen lilû und lilîtu sind wohl Geister der Unlauterkeit, welche den ehelichen Frieden stören (vgl. lulû = Überfluß, Geilheit). Zimmern leitet den Namen vom sumerischen lil (= Sturm) ab; aber der Name soll doch die eigentümliche Tätigkeit des Dämons bezeichnen, was so nicht der Fall ist.

[3] Vgl. D. W. Myhrmann: Zeitschrift für Assyriologie XVI 141 ff.

auf staubigem Wege." Während dieses Gebetes wurden Figuren oder Bilder einer Reihe von bösen Dämonen verbrannt.

Damit hatte sich der Betende von dem Zauber (kišpu) befreit. Ob dieses Verfahren immer geholfen hat, wissen wir freilich nicht zu sagen; jedenfalls war die ganze Zeremonie ein Beruhigungsmittel für die aufgeregte Phantasie, und damit wird sich in der Regel auch die Heilung eingestellt haben, wenn nicht neuer Spuk einen Rückfall bewirkte. Vor diesem suchte man sich übrigens durch allerlei zauberkräftige Amulette zu sichern.

Bei solcher Mannigfaltigkeit abergläubischer Zeremonien läßt sich von vornherein vermuten, daß auch die Beschwörung der Toten den Babyloniern wohl bekannt war. So ist es wirklich, obwohl es scheint, daß dieses Mittel, das Verborgene zu erforschen, nur selten angewandt wurde. Der Tote konnte aber nur über den Hades Aufschluß geben, und davon hoffte der Babylonier nicht viel Gutes. Die Tatsache selbst ist schon durch Tafel XII des bekannten Gilgameš-Epos bezeugt, wo der Held des Gedichtes mit dem Totengeist seines verstorbenen Freundes Eabani in Verbindung tritt, um Aufschlüsse über das Totenreich zu erlangen. Auf Gott Eas Geheiß läßt Nergal, der Gott des Totenreiches, den Geist Eabanis „wie einen Wind" aus der Erde steigen und seinem Freunde Gilgameš das „Gesetz" der Erde, das Schicksal der Toten verkünden.

Aus den wenigen angeführten Beispielen ersieht man zur Genüge, in welch hohem Grade der Aberglaube nicht nur das babylonische Volksleben, sondern auch den öffentlichen Kultus beherrschte. Das war in der Tat eine geistige Sklaverei, wie sie verderblicher kaum ersonnen werden kann.

Wie ganz anders liegen die Dinge im Alten Testament!

Schon Leviticus 20, 6 und Deuteronomium 18, 10—14 hat jede Form von Zeichendeuterei, Wahrsagerei und Beschwörung als einen höchst strafwürdigen Frevel gegen Gott scharf zurückgewiesen. Eine gleich ernste Sprache führen auch die Propheten; sie stellen jene Ausschreitungen auf die gleiche Stufe wie den Götzendienst. Man lese nur einmal Michäas 5, 11 f oder Jeremias 27, 9 f! Mit klarem Blick erkannte Jeremias, dieser große Glaubensheld und echte Patriot, das Unheil, welches Wahrsager und Zauberer über sein Volk zu bringen sich anschickten, und er rief demselben zu: „Höret nicht auf eure falschen Propheten, Wahrsager, Träumer und Zeichendeuter, welche zu euch sprechen: Nicht werdet ihr dienstbar werden dem Könige von Babylon! Denn Lügen weissagen sie euch!"

Mit verdientem Spott geißelt auch Isaias 47, 9—14 gerade den oben geschilderten babylonischen Aberglauben, den die Juden während ihres Exils genugsam kennen gelernt haben. Die Zauberei der Babylonier, ihre Beschwörungen und Himmelsdeutungen werden, so verkündet er, in ihrer ganzen Nichtigkeit offenbar werden. Dieses einhellige Zeugnis aller Propheten bis auf Malachias, der (3, 6) die Zauberei, Ehebruch und Meineid in einem Atemzuge nennt, sowie des Buches der Weisheit (12, 4 u. 18, 13) schlägt jedes Bedenken nieder, das etwa die eine oder andere Stelle anderer Bücher des Alten Testaments wecken

könnte. Allerdings sieht man daraus, daß von den babylonischen Ideen einiges wenige auch bei den Juden Eingang gefunden hat; aber nichts spricht dafür, daß der babylonische Aberglaube ein Bestandteil des offiziellen, auf inspirierten Schriften beruhenden religiösen Kultes geworden ist. Der Beschwörer der Schlangen (Ps 57, 5) und der des Leviathan[1] (Jb 3, 8) sind an sich ganz unschuldige, noch heute im Orient vorkommende Erscheinungen. Ihre Tätigkeit beruht auf einem gewissen psychischen Einfluß, dem diese Tiere nicht widerstehen können. Daß allerdings solche Experimente vorzugsweise in abergläubischer Absicht, als Beweis für den Besitz magischer Kraft angewandt wurden und werden, liegt nur zu nahe. Eigentliche Schwierigkeiten könnte nur das Büchlein Tobias bereiten. Aber auch diesen wird man gerecht werden können, und zwar in der einen oder andern Weise, je nachdem man die notwendige Vorfrage: Welches ist das literarische Genus der Schrift? Welches die Absicht des inspirierten Schreibers? so oder anders entscheidet.

So groß und zahlreich nun aber auch die Irrtümer sind, welche sich in dem ganzen Zeichendeutungs- und Zauberwesen der Babylonier und Assyrer offenbaren, so enthalten sie gleichwohl ein gutes Stück Wahrheit, indem sie den Glauben dieser Völker an ein Leben nach dem Tode, an die Existenz eines Geisterreiches[2] und das Walten einer göttlichen Vorsehung bezeugen.

Wir dürfen über diese Tatsachen um so weniger eilig hinweggehen, als gerade hier sich vielleicht einige Berührungspunkte zwischen Babylon und dem Alten Testament darbieten könnten.

Wenden wir unsern Blick vor allem nach dem babylonischen Scheol, dem irṣit lâ târi (Ort des Nichtzurückkehrens).

Über das Fortleben nach dem Tode, das bei den alten Ägyptern einen der bevorzugtesten Gegenstände der gesamten Literatur bildete, sagen uns übrigens die Keilinschriften herzlich wenig. Für den Ägypter war die Sorge um ein glückliches Jenseits das Höchste. Das Ideal des Babyloniers aber war

[1] Damit ist wohl das Krokodil gemeint; eine Bezugnahme auf den Drachen, der nach orientalischer Anschauung bei Mondfinsternissen den Mond zu verschlingen droht, scheint mir nicht zulässig, und zwar mit Rücksicht auf Kap. 40, wo der Leviathan im engsten Anschluß an den Behemoth (Flußpferd) und andere gewaltige Vertreter der wirklich existierenden Tierwelt beschrieben wird.

[2] Das dünkt ja allerdings dem Aufgeklärten der hellste — nein, der dunkelste Aberglaube zu sein. Natürlich! Weder die Heilige Schrift noch die Kirchengeschichte haben ja bei ihm Geltung, und wenn man es versucht, ihm vom philosophischen Standpunkt aus die Existenz und Wirksamkeit der Engelwelt als wohl vereinbar mit der harmonischen Ordnung der sichtbaren Welt darzustellen, so ist der Erfolg in der Regel der gleiche, wie wenn man einem Kameruner Reichsbürger von Kathodenstrahlen, elektrischen Wellen und Ionentheorie sprechen würde.

ein langes irdisches Leben in Gesundheit, Genuß und Ehren; vom Jenseits hoffte er wenig. So dachten schon die Verfasser des alten Gilgameš-Epos und der „Höllenfahrt der Ištar" [1], und später wird es kaum anders gewesen sein. In beiden Mythen wird uns die trostlose Meldung, daß im Totenreich alles voll Staub sei und ewige Nacht dort herrsche. In der Höllenfahrt heißt es sogar von den Toten: „Wo Erdenstaub ihre Nahrung, Lehm ihre Speise ist". Etwas schönere Aussichten bietet in Form eines Zwiegespräches Tafel XII Kol. VI:

„Wer den Tod durch Eisen starb — das sahst du? Ja, ich sah es! Im Schlafgemach ruht er und trinkt reines Wasser.
Wer in der Schlacht erschlagen ward — das sahst du? Ja, ich sah es! Dessen Vater und Mutter halten sein Haupt und sein Weib ... auf ...
Wessen Leichnam auf das Feld geworfen ward — das sahst du? Ja, ich sah es! Dessen Totengeist hat in der Erde nicht Ruhe.
Wessen Totengeist keinen hat, der sich um ihn kümmert — das sahst du? Ja, ich sah es! Überbleibsel im Topfe, Reste von Speisen, die auf die Straße geworfen werden, ißt er." [2]

Wer im Kampfe fiel, dem winkte im Jenseits noch das schönste Los. Aber in der babylonischen Walhalla ging es nicht hoch her; die ganze Seligkeit bestand in ungestörtem Schlummer und in einem Trunk klaren Quellwassers. Das ist gewiß für einen Babylonier, der auf Erden sich keinen Genuß zu versagen gewohnt war, sofern derselbe im Bereich seiner Macht stand, eine geradezu staunenswerte Bescheidenheit. Sehr interessant ist übrigens der Glaube der Babylonier, daß eine ehrenvolle Bestattung des Leichnams eine unerläßliche Vorbedingung ihrer Seelenruhe sei, und daß es dem Toten schlecht ergehe, wenn man ihm nicht von Zeit zu Zeit Speise und Trank in die Unterwelt hinabschicke (Totenopfer). Von einem Gericht, einer Belohnung der guten Werke und einer Strafe, die dem Frevler dort drunten zu teil werde, ist in den Keilinschriften nicht die Rede [3]. Wenn daher Delitzsch von dem Scheol der „ganz Frommen" und der „Nichtfrommen" spricht, so ist das willkürlich in die babylonischen Vorstellungen

[1] Jensen, Assyrisch-babylonische Mythen (KB. VI) 81 ff.

[2] Ebd. 117 ff.

[3] Man könnte allerdings versucht sein, in dem „Beschwörungshymnus an Gilgamiš" (Jensen, Assyrisch-babylonische Mythen und Epen 266) ein Zeugnis für den Glauben der Babylonier an ein Gericht über die Werke des Lebens nach dem Tode in der Unterwelt zu finden und Gilgamiš die Rolle des ägyptischen Totengottes Osiris zuzuweisen. Es wird nämlich Gilgamiš also angeredet:

„Du bist Richter und prüfst wie ein Gott,
Du stehst in der Erde, vollendest das Gericht,
Dein Gericht wird nicht geändert, nicht mißachtet deine Rede.
Du fragst aus, untersuchst und richtest, du prüfst und bringest zu recht.
Šamaš hat Rechtsspruch und Urteil deiner Hand anvertraut."

Doch dieses „Gericht" ist keineswegs ein solches, von dem Wohl oder Wehe im Jenseits abhängt. Denn der Bittende fährt fort:

hineingetragen. Die Notwendigkeit der Sorge für die Entschlafenen, besonders die Unversehrtheit ihrer Ruhestätte tritt noch viel entschiedener bei den Ägyptern hervor; aber diese kannten auch eine wahre Seligkeit der Verklärung in Gott, welche der gereinigten Seele zu teil wird. Wo fände sich in der Keilinschrift-literatur der Assyro-Babylonier auch nur annähernd etwas, was jenem bekannten uralten Triumphgesang gliche, mit dem die Seele des alten Ägypters ihre ewige Heimat begrüßt:

„Ich bin in meinem Lande, ich komme in meine Stadt. Ich bin zusammen mit meinem Vater Atum [1] alltäglich!

Meine Unreinheit ist vertrieben und die Sünde, die an mir war, ist niedergeworfen. Ich wusch mich in jenen zwei großen Teichen, die in Herolleopolis sind, in denen das Opfer des Menschen gereinigt wird für jenen großen Gott, der dort weilt.

Ich gehe auf dem Wege, wo ich mein Haupt wasche, in dem See der Gerechten. Ich gelange zu diesem Lande der Verklärten und trete ein durch das prächtige Tor.

Ihr, die ihr vorn stehet, reicht mir eure Hände; ich bin es, ich bin einer von euch geworden. Ich bin mit meinem Vater Atum zusammen alltäglich.“ [2]

Dieser ideale Schwung der gläubigen Seele fehlt in der babylonischen Religion — so weit wir urteilen können — völlig. Nur von Xisuthros, dem babylonischen Noah, lesen wir, daß er mit seiner Gemahlin unter die Götter versetzt worden sei. Auch die von Delitzsch (1. Vortrag 39) veröffentlichte Textstelle aus einer kleinen Toteninschrift hat nur den einen Wunsch: „Auf der Oberwelt bleibe sein Name gesegnet, in der Unterwelt trinke sein abgeschiedener Geist klares Wasser.“ Ein gehässiger Feind konnte aber den „armen Schlucker“ sogar noch um diesen letzten Trost bringen. So war es denn in der Tat ein

---

„Damit gerichtet werde,
Ein Urteil geurteilt werde, bin ich vor dir niedergekniet.
Richte mein Gericht, urteile mein Urteil!
Reiß heraus die (böse) Krankheit meines Leibes,
Erwische alles Böse (meines Fleisches und meiner Muskeln)!
Das Böse, das in meinem Leibe ...
Möge an diesem Tage (hinausfahren) ...“

Der Zusammenhang ist dieser: Der Kranke sieht in seinen Leiden eine Strafe, die Šamaš, der allsehende Sonnengott, über ihn verhängt. Diese Leiden schreibt er aber (nach allgemeiner babylonischer Anschauung) der Einwirkung dämonischer Mächte zu, die in der Unterwelt hausen und unter der Königsherrschaft Gilgamiš' stehen. Er ist der Vollstrecker des Richterspruches Šamaš'; aber er hat auch Anteil am Richteramte selbst, er „vollendet das Gericht“, indem ihm die Wahl der speziellen Strafmittel überlassen ist und er nach Ermessen diesen oder jenen Plagegeist gegen den Sünder losläßt. So versteht es sich von selbst, daß sich der sündige Kranke zuerst an Gilgamiš wendet, um Befreiung zu erlangen.

[1] Atum ist ein ägyptischer Gottesname.

[2] Ad. Erman, Ägypten und ägyptisches Leben im Altertum II 460.

unerhörter Akt grausamer Rache, was Assurbanipal von sich selbst berichten läßt: „Ihre (der Könige von Elam) Gebeine nahm ich mit nach Assyrien, ihren Geistern legte ich Ruhelosigkeit auf und verwehrte ihnen Speisung und Wasserspenden." (P. Jensen, KB. II 207.)

Welch düsteres Bild! Und doch sagt Delitzsch, es sei noch um einen Grad freundlicher als die alttestamentlichen. Ist das wirklich so? Ist das überhaupt nur möglich? Ganz entschieden: nein! Das jüdische Volk hat seine Jugendzeit in Ägypten zugebracht und sogar von dessen Kultus manches in seinen eigenen herübergenommen. Sollte es nun — selbst wenn wir von der ihm gewordenen Offenbarung absehen — von dem mächtigen Hauche der Unsterblichkeitsidee und der beseligenden Hoffnung auf ein verklärtes Leben, welcher die Religion der Pharaonen durchwehte, ganz unberührt geblieben sein? Das ist nicht denkbar.

Aber wir haben auch positive Zeugnisse [1]. Klar tritt zunächst der Gegensatz hervor zwischen dem „Begrabenwerden" und dem „Versammeltwerden zu seinen Vätern, zu seinem Volke". Auch das Alte Testament kennt den Schrecken der düstern Grube der Unterwelt; aber für den Gerechten gibt es eine Erlösung. „Darob erfreut sich mein Herz, und meine Zunge jubelt, auch mein Fleisch wird ruhen in Zuversicht. Denn du wirst meine Seele nicht lassen in dem Totenreich, wirst deinem Heiligen die Verwesung nicht zu schauen geben" (Ps 15, 9 f). Scharf kennzeichnet ferner der 48. Psalm den Unterschied des Loses der Gerechten und derjenigen, die auf die Macht des Reichtums vertrauen. „Wie Schafe sind diese am Totenreich gelagert, der Tod weidet sie ab. Und emporkommen werden über sie Gerechte am Morgen, und ihre Hilfe, im Totenreich altert sie, fern von ihrer Herrlichkeit. Doch loskaufen wird Gott meine Seele aus der Hand des Totenreiches, weil er mich aufnehmen wird." Dieselbe Wahrheit bezeugen auch das Spruchbuch (15, 24) und zahlreiche Stellen der Propheten. Wie das Sonnenlicht gegen stockfinstere Nacht hebt sich Daniels prophetische Mahnung von dem ihn umgebenden düstern babylonischen Jenseitsglauben ab: „Diese werden erwachen zum ewigen Leben, jene zur Schmach, zum ewigen Abscheu. Und die Verständigen werden leuchten wie der Glanz der Himmelsfeste, und die viele in der Gerechtigkeit unterwiesen, wie die Sterne immer und ewig" (12, 2). Noch schöner zeichnet Isaias 51, 6; 35, 10 das Glück der Erlösten, ihren ewigen Jubel, dem kein Jammer und Seufzen beigemischt ist; aber er weist auch hin auf das Los der Abtrünnigen, auf ihren Wurm, der nicht sterben, auf ihr Feuer, das nicht erlöschen wird" (Is 48, 22; 57, 21; 66, 24).

[1] Vgl. Jos. Knabenbauer S. J., Das Zeugnis des Menschengeschlechtes für die Unsterblichkeit der Seele, Freiburg 1878, 162 ff.

Die volle Wahrheit freilich hat erst Jesus Christus gebracht. An ihr werden auch die Spötteleien Delitzschs (1. Vortrag 40 oben) nichts ändern, und jeder unbefangene Leser wird seinen Versuch, die Höllenschilderung des Herrn in der Parabel vom reichen Prasser als eine „Verquickung" der Anschauungen bei Isaias und Job (24, 18 f) und diese als ein wesentlich babylonisches Phantasieprodukt darzustellen, als Phantasiewerk eines modernen Forschers zurückweisen.

Erheben wir uns nun aus dem Scheol zur babylonischen Geisterwelt. Die Dämonen kennen wir schon zur Genüge; wenden wir uns jetzt einem freundlicheren Bilde zu!

Die Babylonier kannten ja auch gute Engel (šêdu oder lamassu damku), „Cherubim" und „Seraphim", ja selbst Schutzengel (šêdu nâsiru). So versichert uns wenigstens Delitzsch. Auch bedarf es nach ihm keines Beweises mehr, daß unsere Engel aus Babylon stammen; das ist ja „bekannt". Was die Cherubim angeht, so setzt Delitzsch bei seinen Lesern wohl die Kenntnis seiner früheren Schrift „Wo lag das Paradies?" voraus, in der er auch in der Tat sich bemüht, die babylonische Heimat der biblischen Cherubim nachzuweisen. Delitzsch hat hier ein wahres Meisterstück geliefert: er hat zwei Wesen als identisch nachgewiesen, obwohl er weder das eine noch das andere hinreichend kannte und kennen konnte.

Was wissen wir denn eigentlich von der ganzen Sache? Man hat in Babylon gewaltige Steinkolosse gefunden, die geflügelte Stiere mit Menschenantlitz darstellen. Delitzsch gibt denselben den Namen Kirûbu. Und was berechtigt ihn hierzu? Ein Täfelchen, das er niemals gesehen, das außer Lenormant überhaupt niemand gesehen hat, und von dem dieser selbst nur in vagen Ausdrücken spricht. Auch über den Zweck jener Stierkolosse ist nur so viel bekannt, daß sie bestimmt waren, die Eingänge der Tempel zu hüten. Von den Cherubim der Heiligen Schrift wissen wir allerdings mehr. Sie treten vor allem auf als lebendige Träger und Zeugen der sich auf Erden kundgebenden Herrlichkeit Gottes und als Hüter seiner heiligen Stätte. Dies ist die Rolle der durch goldene Flügelgestalten dargestellten Cherubim zu beiden Seiten der Bundeslade. Das waren aber keine Vierfüßler wie die geflügelten babylonischen Stiere, sondern aufrecht stehende Wesen und wohl von menschlicher Gestalt. Selbst die Cherubim Ezechiels, in denen eine besonders reiche Symbolik zur Schau tritt, werden ausdrücklich als „menschenähnlich" bezeugt (Ez 1, 5). Hier aber — und das darf nicht verschwiegen werden — finden sich gleichwohl unverkennbare Anklänge ans Babylonische. Die Cherubim Ezechiels hatten ein Haupt mit vier Gesichtern: vorn das eines Menschen, rechts das eines Löwen, links das eines Stiers und hinten das eines Adlers. Das erinnert aber ganz und gar an die babylonischen Löwen- und Stiergestalten mit dem Menschenantlitz und den Schwingen eines Adlers [1].

[1] Solche Stier- und Löwenkolosse gewahrt der Besucher des Britischen Museums (in London) gleich am Eingang zur babylonisch-assyrischen Abteilung.

P. Jos. Knabenbauer S. J. hat schon in seinem 1890 erschienenen Kommentar zu Ezechiel mit Recht auf diese Ähnlichkeit hingewiesen, und man kann ihm nur beipflichten, wenn er sagt: „Da es in jener Gegend, in welcher die Verbannten (Juden) sich aufhielten, solche Bildwerke gab, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß die Vision, welche ja stets an bekannte Vorstellungen anknüpft, in ähnlicher Weise erfolgt ist. Dagegen wende man nicht etwa ein, es sei Gottes unwürdig, heidnische Bildwerke zum religiösen Gebrauch heranzuziehen; man erinnere sich vielmehr, wie bezüglich der geweihten Gegenstände, Riten und Zeremonien der Juden sich nicht wenige Vorschriften finden, welche mit jenen der Ägypter die größte Ähnlichkeit verraten." (Vgl. auch Cornely, Introd. III 60—62.)

Noch weniger setzt uns der Hinweis Professor Delitzschs auf ein zweites Engelsbild aus dem Palaste Assurbanipals in Erstaunen. Es stellt einen geflügelten Menschen dar und ist, wie Delitzsch besonders hervorhebt, „unsern Engelgestalten so gleichartig wie nur möglich".

Aber was ist denn daran Merkwürdiges? Gewiß wird mir jeder Künstler zugeben, daß eine geflügelte Menschengestalt am besten und natürlichsten als Symbol für ein Wesen sich eignet, das als Mittler zwischen dem im hohen Himmel thronenden [1] Gott und den Erdenkindern fungiert. Was aber so nahe liegt, brauchten die Israeliten nicht erst den Babyloniern abzulauschen. Doch wenn dem auch tatsächlich so gewesen wäre, so würde doch diese Herübernahme einer ganz passenden Symbolik der jüdisch-christlichen Offenbarungslehre nicht den geringsten Eintrag tun.

Die Engel waren Boten der Götter. Mögen sie uns nun in den babylonischen Götterhimmel geleiten! Dort wird sich uns am klarsten offenbaren, daß gerade in dem wichtigsten und wesentlichsten Punkte jeglicher Religion zwischen Babylon und Jerusalem eine unergründliche Kluft besteht, über die in Ewigkeit kein Steg führen wird.

Babel war eine „heilige" Stadt, wie schon ihr Name Bâb-ilu, „Tor Gottes" verrät. Das klingt ja fast monotheistisch; aber in Wirklichkeit kennt die babylonische Religion eine ganze Schar von Göttern. Der Leser fürchte jedoch nicht, daß ich ihn mit allen einzelnen bekannt machen wolle. Eine solche Vorstellung wäre um so zeitraubender, als alle diese Götter auch ihre — natürlich göttlichen — Damen haben. Einige

[1] Auch die uns geläufigen Vorstellungen vom „Himmel" als Wohnort der Seligen und dem Throne Gottes als Ausdruck seiner Majestät sowie die entgegengesetzten Bilder vom Abgrund als Wohnort der Verdammten entspringen dem gesunden Denken und Fühlen von selbst. Wenn also jemand die „Vorstellung der Wohnung Gottes im Himmel" für spezifisch babylonisch erklärt (vgl. Keilinschriften und das Alte Testament [3] 352 f), so irrt er sehr. Oder sollte unsere Symbolik die Herrlichkeit Gottes in dem tiefen Schlunde eines Kraters oder eines Kohlenschachtes suchen?

Mitglieder dieses Pantheons müssen wir uns allerdings etwas genauer ansehen.

Zuvor jedoch ist eine kurze historische Orientierung unerläßlich.

Zwar steht das alte Babel — soweit unsere jetzigen Kenntnisse reichen — an eigentlicher Genialität künstlerischer und wissenschaftlicher Schaffenskraft den späteren Glanzstätten griechischer Kultur, Athen und Alexandrien, entschieden weit nach; aber in praktischen Dingen, im Verkehrswesen, im Baufach, in der Rechtspflege und vor allem in der auf das Religiöse gerichteten Tätigkeit war es zwei Jahrtausende hindurch tonangebend für fast ganz Vorderasien. Selbst der Niedergang seiner mehr als tausendjährigen politischen Macht änderte daran nicht viel. Obwohl die Könige von Assur um 1300 v. Chr. und in der Folgezeit ihre Eroberungszüge nach Babylon unternahmen und es ihnen nach und nach gelang, die heilige Stadt dauernd in ihre Gewalt zu bekommen, so bekannten sie sich gleichwohl als Verehrer der babylonischen Götter, und Babylon blieb auch im assyrischen Reiche die geistliche Metropole. Selbst Kyros, der 539 v. Chr. als Sieger dort einzog, ließ sich die Erneuerung von babylonischen Tempeln angelegen sein und brachte die Götter in ihre Heiligtümer zurück; er vergaß sogar seiner persischen Heimat, wurde ein Babylonier und opferte dem Stadtgott Bel Marduk. Zwei Jahrhunderte später sieht Babel den kühnsten Eroberer der alten Welt in seinen Mauern: Alexander den Großen; aber auch er erlag dem Zauber der šubat balâti, der „Wohnung des Lebens“, wie ihre Bürger stolz die alte Sargonsstadt [1] nannten, er ließ den inzwischen unter den späteren persischen Herrschern in Trümmer gesunkenen Marduktempel wieder erstehen, ja erkor sogar Babel zur Hauptstadt seines Riesenreiches. Sein jäher Tod indes besiegelte zugleich den Verfall der uralten Stadt [2]. Die Gründung der Nachbarstadt Seleucia und die Verlegung der Residenz nach Antiochia verurteilte sie zu einem ruhmlosen Dasein, zum marasmus senilis. Freilich ist auch sie durchaus nicht die älteste Kulturstätte des Zweistromlandes; ihre weitragende religiöse Bedeutung erlangte sie erst um 2250 v. Chr., als ihr tatkräftiger Fürst Ḫammurabi sich zum König über die südlichen Euphratländer aufschwang. Er war der sechste Fürst der babylonischen Dynastie, und es ist wohl möglich, daß er der Amraphel der Bibel ist.

Vor ihm herrschten Oberkönige dreier andern Dynastien, die von L a r s a

[1] Babylon soll von Sargon I. von Agade (= Šarrukîn = der rechtmäßige König) gegründet sein. Sein Andenken blieb bei den Babyloniern hoch in Ehren. An dem, was von ihm erzählt wird, mag ja manches Legende sein; aber an seiner geschichtlichen Persönlichkeit kann nicht mehr gezweifelt werden. Nach einer Inschrift aus der Zeit Nabonids, des letzten babylonischen Königs (Mitte des 6. Jahrhunderts v. Chr.), hat Narâmsin, der Sohn Sargons I., 3200 Jahre vor Nabonid gelebt. Hieraus ergibt sich, daß die Regierungszeit des Königs der babylonischen Urzeit um 3800 v. Chr. anzusetzen ist. Der babylonische Bericht über die „3200 Jahre“ erweckt allerdings Bedenken; doch hierauf können wir hier nicht näher eingehen.

[2] Die jüngsten mir bekannten (aber noch nicht publizierten) babylonischen Keilinschriften astronomischen Inhalts gehen bis auf Christus herab.

(heute Ruinenstätte von Senkereh), von Isin (mit der Belkultusstätte Nippur, heute Niffer) und als älteste die von Ur, deren Anfang ungefähr in die Zeit um 3000 v. Chr. fällt [1]. Weiter reicht unsere Kenntnis nicht zurück. Höchstens wissen wir noch etwas von einzelnen Stadtkönigen, die sich bekriegten, aber schließlich die Oberhoheit der mächtigen Dynastie von Ur anerkannten. Schon diese älteste Zeit bietet das Schauspiel einer großartigen Machtentfaltung, indem die Könige von Ur bis Phönizien und vielleicht sogar bis Cypern vordrangen. Sie und die Herrscher der nächsten Dynastie führten den Titel „König von Sumêr und Akkad", und ihr Volk bediente sich einer von dem späteren Babylonischen ganz verschiedenen, nicht semitischen Sprache, des Sumêrischen (oder Akkadischen) [2]. In ihr sind die uns bekannten ältesten Inschriften abgefaßt. Dahin gehören die 1884 von Sarzec publizierten, dann von Oppert und Amiaud übersetzten und später von P. Jensen kritisch bearbeiteten Inschriften der Könige und Statthalter von Lagaš (KB. III 10 ff). An sie schließen sich die zweisprachigen Inschriften der Hammurabizeit, welche neben dem Sumerischen auch noch die babylonische Übersetzung bieten. Für die Kulturgeschichte ist dieser Umstand von höchster Wichtigkeit, da er einerseits die Verbindung mit einer viel älteren Kulturperiode herstellt und anderseits den Ursprung der babylonischen Religion in helleres Licht rückt.

Die sumerische Sprache hat man in Babylon stets mit großer Pietät behandelt. Sie spielte dort eine ähnliche Rolle wie späterhin das Lateinische bei Kelten und Germanen: sie war und blieb bis zuletzt offizielle Kultsprache. Damit hängt freilich ein anderer für die Sprachwissenschaft höchst wichtiger Umstand zusammen, die Tatsache nämlich, daß die sumerische Schrift in doppelter Beziehung die Grundlage der babylonischen bildet, indem die Babylonier nicht nur ihre Ideogramme (Begriffsbilder), sondern auch die Lautzeichen ihrer Silben aus den sumerischen Begriffsbildern und Wörtern abgeleitet haben [3]. Die ehr-

[1] Andere rücken die Zeit der Dynastie von Ur bis 3400 v. Chr. hinauf.

[2] Bis jetzt ist es noch nicht gelungen, diese Sprache in eine der genauer bekannten Gruppen einzugliedern.

[3] So werden „Haus" (babyl. bîtu, sum. ê), „Herrin" (babyl. bêltu, sum. nin), „Berg" (babyl. šadû, sum. kur), „Hand" (babyl. kâtu, sum. šu) jedesmal durch das gleiche Ideogramm ausgedrückt. Außerdem haben die Babylonier aber auch noch vielfach den sumerischen Lautwert beibehalten, und zwar vollständig (wenn das sumerische Wort bereits einsilbig war) oder zu einer Silbe verkürzt (wie ana [Himmel] zu an, utu [Sonne] zu ut). So wird das Keilzeichen für das sumerische kur in der Verbindung nu-kur-tu (Feindschaft) auch wirklich so gelesen; ebenso šu in šu-a-tu (der nämliche). Da außerdem die sumerischen Ideogramme von Haus aus verschiedene Wörter repräsentieren konnten, so erklärt sich hieraus von selbst die Polyphonie der daraus gebildeten babylonischen Silbenzeichen. Weniger in dem Umstande, daß die Silbenzeichen auch Ideogramme sein können, als gerade in dieser Polyphonie liegt eine Hauptschwierigkeit der richtigen Lesung mancher Wörter, namentlich der fremden Eigennamen. Ein Beispiel dieser Art werden wir weiter unten am vermeintlichen Jahve-Namen kennen lernen.

furchtsvolle Beibehaltung der sumerischen Sprache beruht aber gewiß in erster Linie auf ihrem reichen religiösen Gehalt. In der Tat bestanden auch schon lange vor der semitischen Invasion in Sumer und Akkad (Süd- und Nordbabylonien) gefeierte Heiligtümer, so vor allem in Ur (der Heimat Abrahams), wo man den Mondgott Sin verehrte, und in Nippur, wo sich ein Tempel des Bel En-lil (Herrn des Luftreiches) erhob. Neben diesen oder vielleicht zeitlich nach diesen bestanden die Kultstätten des Sonnengottes Šamaš zu Larsa, des Gottes der Wassertiefe Ea, des düstern Nergal von Kutha, der in der Unterwelt hauste, und der wollüstigen Ištar von Erech und Akkad. In Babylon selbst herrschte Marduk als Hauptgott; sein himmlisches Symbol war die Frühlingssonne; er scheint jüngeren Datums zu sein, wenn er auch mit der Aufrichtung des babylonischen Reiches durch Hammurabi die höchste Stelle einnimmt. Berühmt war auch der Mondkult der mesopotamischen Stadt Harran, sowie die kriegerischen, spezifisch assyrischen Götter, die Ištar von Ninive und Arbela und ganz besonders der Obergott Aššur.

Daneben gab es natürlich noch viele andere, so den Wettergott Adad (Rammân), den Gott des Feuers Girru, den Schicksals- und Orakelgott Nabû.

Man erkennt leicht, daß fast alle Gottheiten Personifikationen von Naturgewalten sind. In der älteren Zeit herrschte ein jeder Gott für sich in seinem Bereich; erst die spätere babylonische Priesterschaft hat eine künstliche Genealogie geschaffen [1].

Den Urgrund alles göttlichen Seins bildet nach ihr eine männlich-weibliche Dyas: Laḫmu und Laḫamu; auf diese folgt abermals eine männlich-weibliche Dyas: Anšar, das ganz obere All, und Kišar, das ganz untere All. Diesem Götterpaar entsprangen die drei Obergötter Anu, Bel und Ea, die Götter des Himmels, der Erde und der Wassertiefe. Der Erdgott Bel erzeugte ferner den Mondgott Sin, und dieser ist der Vater vom Sonnengott Šamaš und der babylonischen Venus Ištar. Dem Gott der Wassertiefe endlich entstieg Marduk, der Gott der Frühlingssonne, der Stadtgott von Babylon. Damit haben wir genug. Ich würde selbst dies wenige nicht erwähnt haben, wenn nicht neuere Forscher gerade aus diesen Gottheiten die Charakterzüge des Heiligsten der christlichen Religion, selbst die allerheiligste Dreifaltigkeit abzuleiten suchten. (Davon wird der Leser in „Babylon und Christentum II." Dinge zu hören bekommen, daß ihm die Haare zu Berge steigen.) Und was waren das für Götter? Sie waren im Grunde nichts als Übermenschen, ausgestattet mit manchen guten Eigenschaften, aber auch mit der Schwäche, der Leidenschaft, ja der Gemeinheit eines entarteten menschlichen Herzens. Ein paar Stellen genügen, um davon zu überzeugen. Im Weltschöpfungsepos stiftet die Göttermutter (!) Tiâmat

[1] Die neuesten Kenntnisse hierüber verdanken wir besonders den Arbeiten von Winckler, Jensen und Hommel. Die beste Zusammenfassung bietet Jastrow, The Religion of Babylonia and Assyria, 1898.

eine Empörung gegen die oberen Götter und überträgt ihrem Buhlen Kingu den Oberbefehl. Der Himmelsgott Anu kann nichts gegen sie ausrichten. Da wird Marduk ausersehen. Die Götter halten Rat und trinken sich dabei einen Rausch an. Vor ihnen zeigt der erwählte Gottkönig Marduk seine Macht, indem er vor ihren Blicken ein Kleid verschwinden und wiedererscheinen läßt. Jetzt rüstet er zum Kampf, überwindet Tiâmat, schneidet sie entzwei und bildet aus der oberen Hälfte den Himmel. Eines Tages muß Marduk auch dem bedrängten Mondgott zu Hilfe kommen, der sich von sieben Dämonen umzingelt sieht, die obendrein noch vom Sonnen- und Wettergott unterstützt werden (Beschwörungstext IV R. 5). Als die große Sturmflut hereinbricht, fliehen die Götter empor zum Himmel des Anu und hocken dort „niedergeduckt wie Hunde vor Erstarrung", und Ištar „schreit wie eine Gebärende" (Gilgamešepos Taf. XI, KB. VI [1] 239). Kaum hat jedoch Ut-napištim (der bab. Noah) sein Opfer angezündet, da kommen sie herbei und „sammeln sich wie Fliegen um den Opferer"; Ea und Bel geraten aber in Streit. Die Götter verstanden auch das Lügen (vgl. Adapamythus, KB. VI [1] 92 f). Ištars Höllenfahrt (KB. VI [1] 81—91) sowie das Gilgamešepos decken vor uns das unzüchtige Leben der Lieblingsgöttin der Babylonier auf, und wie wir schon oben sahen, wurden die bösen Dämonen von den Göttern gezeugt.

Man sage nicht, das seien ja nur poetische Personifikationen; in ihnen spiegeln sich eben in Wahrheit die babylonischen Gottesvorstellungen wieder. Niemand, auch Delitzsch nicht, wird das Unwürdige dieses Polytheismus wegleugnen können. Den übeln Eindruck, den diese Götter hervorrufen, sucht jedoch Delitzsch auf zweierlei Weise zu schwächen.

Erstens glaubt er auch in den babylonischen Inschriften klare Beweise eines Monotheismus gefunden zu haben, und zweitens sucht er dem Monotheismus des israelitischen Jahveglaubens anthropomorphistische und mythische Bestandteile anzudichten und ihn dadurch zu entwerten. Aber keines von beiden sollte ihm glücken. Ich muß jedoch gleich bemerken, daß es uns nur freuen könnte, wenn bereits zu Hammurabis Zeiten der Glaube an einen Gott wenigstens bei den erleuchteten Geistern vorhanden gewesen wäre, wie ich es auch für wahrscheinlich halte, daß dies bei den alten Ägyptern wirklich der Fall gewesen ist (vgl. meinen Aufsatz in dieser Zeitschrift LXII [1902] 365—390). Es wäre uns auch nicht im mindesten bange, wenn Jahve als Gottesname sich bereits in den ältesten babylonischen Inschriften fände. Denn auch die Heiden konnten auf dem Wege der natürlichen Vernunft Gott als den „Seienden", „Bleibenden" erkennen, und nichts steht der Annahme entgegen, Abraham habe bei seinem Auszuge aus Ur diese Kenntnis von dort mitgenommen. Aber das muß bewiesen werden. Und hat Delitzsch diesen Beweis erbracht? Allerdings haben schon Sayce und Hommel (Expository Times IX 522; X 42; XI 270) die Ansicht ausgesprochen, der Name „Jahve" finde sich in Geschäftsurkunden aus dem Ende des 3. Jahrtausends wirklich. Dafür tritt nun auch Delitzsch mit großer Entschiedenheit ein.

Aber weder Oppert noch Jensen noch Zimmern noch Bezold — gewiß lauter hervorragende Assyriologen — stimmen ihm hierin bei. Die Zeichengruppe, um die es sich handelt, kann zunächst Ja-ah-PI-ilu umschrieben werden, wobei es noch unentschieden bleibt, ob das Silbenzeichen PI pi, ve, va, vu oder u gesprochen werden muß. Welche Lautierung trifft nun hier zu?

Delitzsch entscheidet sich für ve und liest: Ja-ah-ve ilu, „Jahve ist Gott". Anders Professor Bezold (Heidelberg). In der von ihm herausgegebenen Zeitschrift für Assyriologie XVI 415 begründet er zunächst die Ansicht, daß man in fremden Eigennamen nicht ohne weiteres PI „ve" lesen dürfe. Er hält zunächst am Lautwert pi fest und liest: Ja-ah-pi-ilu [1]. Da aber in den zweisprachigen Syllabaren PI auch den Lautwert bi habe, außerdem in fremden Eigennamen PI und BI miteinander vertauscht werden, so könne wohl auch Ja-ah-bi-ilu gelesen werden. In der Tat ist es ihm gelungen, in einem babylonischen Briefe den Namen Ja-a-BI-ilu (= Jâbil) zu entdecken. Dagegen wendet freilich Delitzsch (Anmerkungen 75) ein, daß in den Hammurabitexten wohl BI für PI, aber nicht PI für BI stehe; aber der Grund scheint mir nicht durchschlagend. Fazit: Die Lesung: Jahve ilu, „Jahve ist Gott", ist zwar möglich, aber durchaus unwahrscheinlich.

Delitzsch beruft sich aber auch auf einen Text [2], der ganz klar das Bekenntnis zum Monotheismus aussprechen soll (vgl. Anmerkungen 78). Es heißt dort:

il Nin-ib Marduk ša alli	= Gott Ninib Marduk der Stärke,
il Ner-gal Marduk ša kablu	= Gott Nergal Marduk des Kampfes,
il Za-ma-ma Marduk ša tahazi	= Gott Za-ma-ma Marduk der Schlacht,
il Bê'l Marduk ša bê'lu u mitluktu	= Gott Bê'l Marduk der Herrschaft,
il Nabû Marduk ša nikasi	= Gott Nabu Marduk des Geschäfts (?),
il Sin Marduk munammir mûši	= Gott Sin Marduk als Erleuchter der Nacht,
il Šamaš Marduk ša kênnâti	= Gott Šamaš Marduk des Rechtes,
il Addu Marduk ša zunnu	= Gott Addu Marduk des Regens.

Hieraus glaubt Delitzsch schließen zu dürfen, daß Ninib, Nergal, Bê'l, Sin, Šamaš ꝛc. nur verschiedene Benennungsweisen des einen Gottes Marduk, daß sie alle eins mit ihm und in ihm seien. Ich gestehe gern zu, daß diese Deutung nicht einfach von der Hand zu weisen ist. Aber könnte es nicht leicht sein, daß hier der ursprüngliche Eigenname „Marduk" des babylonischen Hauptgottes mit der Zeit auch für „Gott" einfachhin in Anwendung kam, etwa in ähnlicher Weise, wie aus dem Familiennamen Cäsar ein bevorzugter Titel der späteren Imperatoren bzw. Thronfolger wurde? Doch liegt die Sache am Ende noch einfacher. Wie hätte man in Babylon die liebe Jugend, die Gott vorerst nur als Marduk kannte, in die bunte Gesellschaft der übrigen Götter besser einführen können als

---

[1] In Übereinstimmung und im Anschluß an den Aufsatz von Daiches a. a. O. 403 ff.

[2] Veröffentlicht von Th. G. Pinches im Journal of the Transactions of the Victoria Institute.

dadurch, daß man sie als Marduk der Schlacht, des Regens usw. bezeichnete? Ich werde später eine Tafel veröffentlichen, die auf ganz ähnliche primitive Weise den babylonischen Schüler der Astronomie in die technischen Ausdrücke und ersten Begriffe der Planetenlehre einzuführen sucht. Gleichwohl halte ich die Deutung Delitzschs nicht für ausgeschlossen. Aber wenn sie auch zutreffen sollte, so ist doch wohl zu beachten, daß der babylonische Text der späteren Zeit angehört, wo die Babylonier schon genügend Gelegenheit gehabt hatten, die reineren monotheistischen Vorstellungen der Israeliten kennen zu lernen. Die geistige Superiorität des Judentums hat später sich unter Römern und Griechen Geltung zu verschaffen gewußt, warum nicht auch in babylonischen Kreisen? Dadurch, daß man allen Glanz der alten Götter im babylonischen Staatsgott Marduk vereinigte, war ja dem Nationalbewußtsein Genüge geschehen, und man schützte sich so zugleich gegen den Vorwurf des Polytheismus, dessen Hinfälligkeit und Lächerlichkeit jeder denkende Babylonier im Umgang mit den Israeliten herausfühlen mußte [1]. Es fehlt auch in der Tat aus der späteren Zeit nicht an Anzeichen monotheistischer Bestrebungen. Dahin scheint mir der auffallende Umstand zu gehören, daß in den astronomischen Tafeln das Gottesdeterminativ vor den Planeten nirgends mehr erscheint. Ferner werden einzelne Götter miteinander identifiziert. So heißt es in einem von Epping und Straßmaier (ZA. VI 241) publizierten astrologischen Text vom Jahre 138 v. Chr.: „Vom 18. Dûzu bis 28. Kislimu sind es 160 Tage. Am 18. Dûzu steigt Nergal in die Unterwelt hinab, am 28. Kislimu kommt er herauf. Šamaš und Nergal sind eins.“ Also nur zwei verschiedene Erscheinungsformen ein und desselben Gottes!

Aber das alles beweist nichts für Alt-Babylon, nichts für einen Monotheismus, der aus dem ursprünglichen Pantheon sich frei herausentwickelt hätte, nichts für den Umschwung im Geistesleben eines ganzen Volkes. Dem Volke Israel allein gebührt der unvergängliche Ruhm, den einen und einzigen wahren Gott erkannt zu haben als den heiligen, ewigen, unsichtbaren, allgegenwärtigen, allmächtigen Schöpfer, Lenker und Richter der Welt (vgl. besonders Dt 4, 15—19, 35 u. 39).

Israel hat sich aber nicht erst zu diesem Glauben „durchgerungen“, sondern es wurde von einer höheren Gewalt zum eigentlichen Träger der Offenbarung bestimmt, die zwar zunächst ihm selbst galt, aber schon im

[1] In ähnlicher Weise machten sich unter den Philosophen des römischen Heidentums monotheistische Strömungen geltend (vgl. St Augustinus, De civitate Dei 4, 11). Alle Götter und Göttinnen waren nur entweder Teile oder Kräfte des einen Jupiter, er war die Seele der Welt. Diese heißt im Äther Jupiter, in der Luft Juno, im Meere Neptun usw. Im besten Falle kamen jedoch auch die babylonischen Gelehrten über jene pantheistischen Vorstellungen, die Augustinus im darauffolgenden Kapitel als höchst unwürdig zurückweist, nicht hinaus.

Alten Testament als künftiges Gemeingut aller Völker vom Aufgang der Sonne bis zum Niedergange derselben vorausgesagt wurde. Kein geringerer als Jesus Christus selbst hat diesen Vorrang des Judentums betont, indem er zu der Samariterin sprach: „Ihr betet an, was ihr nicht wisset; wir beten an, was wir wissen; denn das Heil kommt von den Juden" (Jo 4, 22).

Aber Delitzsch findet auch im Jahveglauben rein menschliche und sogar mythologische Züge. Mit besonderem Nachdruck weist er u. a. darauf hin, daß der Mensch nach dem biblischen Schöpfungsbericht im Ebenbilde Gottes geschaffen wurde, was aber der „Geistigkeit" Gottes schnurstracks zuwiderlaufe. Statt einer Antwort dürfen wir uns wohl die Frage erlauben: Wie hätte Delitzsch die Gottähnlichkeit des Menschen als geistiges und mit freiem Willen begabtes Wesen zum Ausdruck gebracht? Können wir überhaupt vom Geistigen in anderer Weise als in Bildern reden, die letztlich von den sichtbaren, körperhaften Dingen entlehnt sind?

Von einer körperlichen, menschenähnlichen Gestalt Gottes weiß das Alte Testament nichts. Oder bedürfen die Worte Dt 4, 15: „Ihr habt keinerlei Bild gesehen an dem Tage, da der Herr zu euch redete auf dem Horeb aus des Feuers Mitte, daß ihr nicht zum Truge euch ein Bild machet oder ein Abbild von Mann oder Frau ..." noch eines besondern Kommentars?

Anders war es in Babylon. Es ist auch durchaus wahrscheinlich, daß man dort den Götterbildern nach dem Vollzug der Weihe eine göttliche Kraft zuschrieb. So war es wenigstens bei Griechen und Römern. Einige gebildete Heiden suchten zwar diesen Vorwurf der christlichen Apologeten zurückzuweisen; aber andere, die früher selbst jenen heidnischen Bilderkult mitgefeiert haben, bezeugen ausdrücklich die Richtigkeit der Anschuldigung (vgl. Arnobius, Adversus gentes 1, 39; M. 5, 767. Andere Zeugnisse bei Knabenbauer, Commentarius in Isaiam prophet. II, 163 f). Es besteht also ein wesentlicher Unterschied zwischen jener heidnischen Idee und unserer Verehrung der Bilder der Heiligen[1]. Es besteht aber noch ein anderer Unterschied. Die Heiligenbilder und Statuen repräsentieren die treuen Diener Gottes, erinnern uns an ihren heiligen Wandel, an unsere himmlische Heimat und an ihre fürbittende Liebe; jene repräsentieren gleichfalls „himmlische" Wesen, die aber in Wahrheit nur die Ausgeburt einer irregeleiteten und zum Teil recht verdorbenen Phantasie darstellen. Aus diesen Gründen war der „ermüdende Spott" der Propheten wohl am Platze. Wenn beispielsweise Elias (1 Kg 18, 27) den Heiden sagt: „Rufet laut, er ist ja ein Gott. Er hat wohl den Kopf voll oder ist beiseite gegangen oder hat eine Reise vor oder er schläft vielleicht und wird wieder aufwachen", so war ja das sehr „intolerant"; aber eine jede Toleranz gegenüber einer groben Ungehörigkeit — mag sie nun in wissenschaftlichem Aufputz oder in ethisch-religiösem Gewande erscheinen — ist sträfliche Schwäche.

[1] Mit welchen Delitzsch die babylonischen Götterbilder in Vergleich bringt.

Nicht mehr als obiger Einwand Delitzschs hat die Analogie zu bedeuten, die er zwischen dem Kampfe Jahves mit dem „Drachen" und dem im babylonischen Schöpfungsmythus sich abspielenden Zweikampf des Gottes Marduk mit der Tiâmat zu finden glaubte.

Da hierüber schon so viel geschrieben wurde, so dürfen wir uns kurz fassen. Das feindliche Wesen, das einst Jahve zerschmettert hat, wird als Wasserungeheuer dargestellt; aber dies ist nicht etwa mythisch zu fassen, sondern ist bloß ein bildlicher Ausdruck für ein Reich, nämlich Ägypten. Diese Bedeutung kommt — wie jeder mit dem Alten Testament einigermaßen Vertraute wohl weiß — den verschiedenen Bezeichnungen tannîn, rahab und levijatan zu. Da ist auch von keiner assyrisch-babylonischen Tiâmat die Rede, die ja bekanntlich nicht ein Drache war, sondern ein Weib (vgl. hierzu Jensen, in der „Christl. Welt" 1902 Nr 21). Was Delitzsch darauf zu erwidern hat (Anmerkungen 65), beweist nun erst recht nichts. Allerdings berichtet der Schöpfungsmythus, die Empörerin Tiâmat habe eine ganze Menge ungeheuerlicher Wesen: Molche, Riesenschlangen, wütende Hunde, Skorpionmenschen, Fischmenschen, Widder &c., im ganzen elf Arten von Geschöpfen, geschaffen; aber man höre nun, wie Delitzsch daraus beweist, daß Tiâmat ein schlangenähnliches Ungeheuer war: „Soll es nicht länger als Wahrheit gelten, daß ein menschliches Weib Menschen gebiert [1], junge Löwen dagegen von Löwinnen geworfen werden, daß also ein Wesen, welches riesige Schlangen gebiert, selbst eine große, gewaltige Schlange oder ein schlangenähnliches Ungeheuer sein muß ..." Ganz gut; aber seien wir auch konsequent und behaupten mit gleichem Recht: Tiâmat war ein Molch, ein wütender Hund, ein Skorpionmensch, ein Fischmensch, ein Widder &c. — kurz, alles Erdenkliche, was nur eine orientalische Phantasie zusammenzuträumen vermag.

Also das war der babylonische Drache! Vergleichen wir nun damit das Bild, welches nach Delitzsch (1. Vortrag 36) den Kampf Marduks mit dem Drachen darstellen soll. Welche Enttäuschung! Da sehen wir einen geflügelten Gott, der mit dem Doppeldreizack, dem Symbol des Blitzes, auf — einen geflügelten männlichen (!) Löwen eindringt. Dieser Drache machte innerhalb eines Jahres noch weitere interessante Wandlungen durch. Im zweiten Vortrag (S. 13) führt uns Professor Delitzsch ein wahres zoologisches Wunder vor: den „Drachen von Babel". Mit langem vorgerecktem Hals und stechenden Augen in dem gehörnten und doppelzüngigen Kopf, dem Schuppenleib, den Vorderbeinen eines Panthers und den Hinterbeinen eines Raubvogels, endlich mit dem giftigen Skorpionstachel am Ende des jäh aufsteigenden gewundenen Schwanzes stößt

[1] So übersetzt Delitzsch ittalad. Aber alâdu hat wohl auch die Bedeutung „erschaffen". So wohl in IV R. 9, 32—33 a (Delitzsch, Handw. 233): Sin abu a-lid ilâni u amêlê, „Der Vater Sin (Mondgott) erschafft Götter und Menschen". Wenn von Göttern gebraucht, wird es oft unentschieden bleiben müssen, ob von „Zeugung" oder „Erschaffung" die Rede sei. In geringerem Grade gilt dies auch von banû. Eine Erschaffung im strengen Sinn des Wortes (facere ex nihilo sui et subiecti) kannten die Babylonier nicht.

es gewaltigen Respekt ein. Gewiß ein bedeutsamer archäologischer Fund! Für unsere Frage ist aber das Prachttier ganz und gar belanglos. Es ist weder ein Drache im alttestamentlichen Sinn noch auch eine babylonische Tiâmat, und Marduk ist leider ganz abwesend. Wahrscheinlich handelt es sich hier um das Bild eines bösen Dämons.

An und für sich war die ganze Drachenfrage schon dadurch gegenstandslos, daß der biblische Drache offenbar die ägyptische Macht symbolisieren soll und gar nichts mit dem Schöpfungsbericht zu tun hat; aber es war gleichwohl nützlich, sich einmal die höchst sonderbaren archäologischen Beweise anzusehen, mit denen selbst sonst so gründliche Forscher wie Delitzsch sich nicht scheuen, die Offenbarung als heidnischen Mythus darzustellen.

II.

Die Versuche Delitzschs, die religiösen Anschauungen und Kulteinrichtungen der Israeliten zum guten Teil aus dem Babylonischen abzuleiten, können nun als gänzlich verfehlt bezeichnet werden. Der Berliner Gelehrte hat denn auch wohl selbst die große Schwäche seiner Beweisgründe herausgefühlt und nahm deshalb zu einem weiteren, anscheinend viel wirksameren Angriffsmittel seine Zuflucht. Mit der Meisterschaft eines langjährigen Schwurgerichtsadvokaten, der seinen Klienten von der Hauptschuld nicht mehr reinzuwaschen weiß und nun durch Aufzählung all der sonstigen trefflichen Eigenschaften des Angeklagten in rührender Weise an das Herz der Geschworenen appelliert, malt auch Delitzsch seinen Zuhörern und Lesern das höchstentwickelte Gerechtigkeitsgefühl, die blühende Nächstenliebe, die geachtete Stellung der Frau, ja selbst die große Sittenreinheit im alten Babel in den rosigsten Farben, während die angebliche Barbarei Israels den düstern Hintergrund abgeben muß. Aber dieses Sittengemälde hat von der Wirklichkeit nur ein paar Striche entlehnt; alles andere ist freie Komposition.

Gewiß kann nicht geleugnet werden, daß schon um 2300 v. Chr. die babylonische Rechtspflege eine hohe Stufe der Entwicklung erlangt hatte.

Es war vor etwa zwei Jahren, als der Archäologe de Morgan und der Dominikanerpater V. Scheil in den Ruinen der Akropolis von Susa auf einem gewaltigen Dioritblock ein juristisches Dokument von höchster Bedeutung auffanden: das bürgerliche Gesetzbuch des babylonischen Königs Hammurabi. P. Scheil machte sich alsbald an die Arbeit der Übersetzung und entledigte sich seiner Aufgabe sehr rasch und in rühmlichster Weise. Der uns von ihm erschlossene, ursprünglich 282 Paragraphen umfassende Gesetzeskodex zeugt nun in

der Tat von reicher Erfahrung, juristischem Scharfblick, einem geraden Sinn und aufrichtigem Wohlwollen gegen das Volk, und wir glauben es gern, wenn sein königlicher Urheber rühmend von sich sagt: „An meiner Brust hege ich die Bewohner des Landes Sumêr und Akkad, in meinem Schutz habe ich sie in Frieden ausruhen lassen, in meiner Weisheit sie geborgen.“ Im Namen des Sonnengottes Šamaš verkündigt Hammurabi sein Gesetz, und die hervorragende Rolle, welche sowohl das Gottesurteil [1] als der Eid [2] in demselben spielt, verleiht seinen Bestimmungen gleichfalls eine gewisse Weihe.

Unter den zahlreichen Anordnungen bezüglich des Eigentums, der Pacht, Verwaltung, Ausübung von Handel und Gewerbe, der ehelichen Gemeinschaft, des Erbrechts und der Adoption findet sich mehreres, was uns in gleicher oder doch ähnlicher Form auch in der mosaischen Gesetzgebung begegnet. Aber was ist denn daran Auffallendes? Das Naturrecht ist überall das gleiche, und die positive Erweiterung desselben wird bei verwandten Völkern sich auch in ähnlicher Weise vollziehen müssen. Eine Entlehnung braucht daher nicht angenommen zu werden, und eine solche würde übrigens gar nichts auf sich haben. Aber diese Übereinstimmung tritt doch ganz zurück gegen die großen Vorzüge, welche die Gesetzgebung Mosis hoch über die babylonische erheben.

Der Geist eines Gesetzes offenbart sich nicht nur in seinem positiven Inhalt, sondern auch in der stillschweigenden Übergehung ethisch bedeutsamer und zugleich ins öffentliche Leben eingreifender Momente. Dies gilt namentlich dort, wo, wie in Babylon und Israel, Religion und Staatswesen aufs innigste miteinander verschmolzen sind. Wir werden nun im Folgenden mehrfach wahrnehmen, daß gerade das mosaische Gesetz eine ganze Reihe der weisesten Bestimmungen enthält, von denen das babylonische nur wenig oder gar nichts sagt. Der Geist eines Gesetzes offenbart sich aber auch in dem für einzelne Übertretungen bestimmten Strafmaß. Gerade hierin verrät sich nun zu allererst der wesentliche Unterschied, der zwischen den babylonischen und israelitischen Rechtsanschauungen besteht. Vor allem muß man sich wundern über die ganz außerordentliche Härte, mit welcher das babylonische Gesetz selbst geringfügige Vergehen ahndet.

---

[1] Dasselbe wurde dadurch vollzogen, daß die angeschuldigte Person ins Wasser sprang; wurde sie gerettet, so hatte der Gott für sie Zeugnis gegeben (§ 2 132).

[2] Der Eid diente zur Selbstreinigung von der Anklage einer böswilligen Absicht, z. B. des Mordes bei Schlägerei mit tödlichem Ausgang (§ 206 207), des geheimen Ehebruchs eines Weibes (§ 131) oder aber zur Bekräftigung des Eigentumsrechtes (§ 120) und einer Klage auf Schadenersatz (§ 126).

So bestimmte Hammurabi (§ 6): „Wenn jemand Besitz von dem Gott (Tempel) oder vom Hof (königliches Gut) stiehlt, so soll er getötet werden; auch wer das Gestohlene von ihm angenommen hat.“ Das gleiche Los traf den, der Silber oder Gold, Sklaven oder Sklavin, Rind, Schaf oder Esel von dem Sohne oder Sklaven des Hauses ohne Beisitzer oder Vertrag gekauft oder zur Aufbewahrung angenommen hatte (§ 7). Gestohlenes Gut, das dem Tempel oder dem Hof gehörte, mußte dreißigfach (!), das eines Freigelassenen (Dienstadeligen?) zehnfach ersetzt werden. Hatte der Dieb nichts zu geben, so mußte er mit seinem Leben bezahlen[1] (§ 8). Freilich wurde der Gefahr einer leichtsinnigen und ungerechten Beschuldigung des Diebstahls dadurch einigermaßen vorgebeugt, daß der böswillige Verleumder gleichfalls der Todesstrafe verfiel; aber die harte Rücksichtslosigkeit, die in diesen Bestimmungen besonders gegenüber den ärmeren Volksklassen hervortritt, wird dadurch nicht gemildert.

Daß sich die Hauptsorge des Babyloniers um den ungeschmälerten Besitz seines Eigentums bewegte, geht auch aus den furchtbaren, durch Mark und Bein gehenden Flüchen hervor, welche sehr häufig auf Gründungs- oder Schenkungsurkunden, Grenzsteinen und Verträgen zu lesen sind. Davon nur ein Beispiel aus der Zeit des Marduk-nâdin-ahi: „Wenn immer in späteren Tagen irgend einer ... sich zur Wegnahme dieser Felder entschließt, Rückforderungsklage anstrengt ... oder wegen des Fluches einen andern anstiftet, einen Toren, Tauben ... Schurken, Unverständigen entsendet und diese Stele wegnehmen läßt, in den Fluß oder Brunnen wirft oder sonst sie verbirgt, den sollen die großen Götter gewaltig treffen, mit bösem unlöslichen Fluche ihn verfluchen, Sin (der Mondgott) mit nicht weichendem Aussatz seinen ganzen Körper umkleiden, so daß er bis zum Tage seines Geschickes nicht rein werde, sondern wie ein Wildesel lagern muß außerhalb der Stadt, Šamaš, der Richter des Himmels und der Erde, sein Antlitz schlagen, daß sein heller Tag sich zur Finsternis verkehre.... Marduk, der König des Himmels und der Erde, fülle mit Wassersucht ... seinen Leib ... Gula, die große Ärztin, möge Gift in seinen Körper tun, daß er Eiter und Blut wie Wasser vergieße ...“ usw. (KB. III 76 f.)

Aus der Häufigkeit derartiger Fluchformeln erkennt man zugleich sehr deutlich, daß trotz der Gesetzgebung Hammurabis, von der man übrigens gar nicht weiß, wie lange sie in Kraft blieb, die Achtung des Eigentums und des Urheberrechts durchaus nicht so gefestigt war, wie es den Anschein hat.

Eine wesentlich andere Beurteilung erfährt das Eigentumsrecht und seine Verletzung in der mosaischen Gesetzgebung; hier herrscht bei allem Ernst große Milde und Billigkeit.

---

[1] Diese bedingte Todesstrafe scheint der in § 6 und § 7 festgesetzten unbedingten zu widersprechen. Dies läßt sich wohl so erklären, daß in § 8 nicht wie in § 6 von liegenden Gütern, sondern von beweglicher Habe die Rede ist, und im Unterschied von § 7 nicht auch noch Hausgenossen des Bestohlenen (Sohn oder Sklave) durch die Erwerbung ungerechten Gutes in Mitleidenschaft gezogen werden.

Freilich wird das Verrücken der Grenzen auch hier als ein fluchwürdiges Verbrechen erklärt (Dt 27, 17), aber der gewaltige Fluch, der sich im 28. Kapitel anschließt, erstreckt sich auf die Verachtung der göttlichen Gebote insgesamt (ebd. 28, 15). Für den Diebstahl selbst gab es keine Todesstrafe. Bei Entwendung beweglicher Habe wurde auch nur doppelte und bei der von Arbeits- und Herdetieren nur dann eine vier- bis fünffache Wiedererstattung verlangt, wenn sie bereits geschlachtet waren (Ex 22, 1 ff). War der Dieb aus Armut zu dieser Leistung unfähig, so verlor er durch seinen Frevel die persönliche Freiheit; aber ins Ausland durfte er niemals verkauft werden. Diese Milde des Gesetzes kommt am deutlichsten zum Ausdruck, wo es sich um einen Einbruch handelt. Ex 22, 2 f bestimmt hierüber: „Wird ein Dieb betroffen, wie er in ein Haus einbricht oder eingräbt, und er stirbt an der erhaltenen Wunde, so hat der Verletzer keine Blutschuld; geschieht es aber nach Sonnenaufgang, so hat er einen Mord begangen und auch er sterbe." (Nach Septuaginta und Vulgata.)

So sehr achtete das mosaische Gesetz das Leben des Menschen und übte Nachsicht gegen Vergehen, die doch in der Regel nur aus Armut und Not begangen werden. (Man vergleiche hierzu die drakonische Strenge des Hammurabischen Gesetzes, dessen § 21 lautet: „Wenn jemand in ein Haus ein Loch bricht, so soll man ihn vor jenem Loche töten und einscharren", ebenso § 25, wonach einer, der beim Löschen eines Brandes etwas entwendet, ins Feuer geworfen werden soll.)

Die babylonische Gesetzgebung litt aber nicht bloß an unmotivierter Härte, sondern war auch insofern höchst ungerecht, als sie den Unschuldigen für den Schuldigen leiden ließ.

Hatte ein Baumeister für jemand ein Haus so schlecht gebaut, daß es einstürzte und dabei den Sohn des Eigentümers erschlug, so wurde der Sohn des Baumeisters hingerichtet (§ 230). Dasselbe Schicksal erreichte die Tochter desjenigen, der ein anderes Weib (Freigeborene!) so schlug, daß sie infolge davon starb (§ 212).

Ganz anders lautet der oberste Grundsatz des israelitischen Rechts:

„Väter sollen nicht anstatt der Söhne und Söhne nicht anstatt der Väter getötet werden, sondern ein jeder sterbe für seine Sünde" (Dt 24, 16).

Gewiß war dafür die mosaische Gesetzgebung in mancher Beziehung weit strenger als die babylonische. Aber worin? In der Bestrafung von Götzendienst, von Gotteslästerung, Sabbatschändung, Zauberei, fortgesetztem Ungehorsam eines gänzlich mißratenen Sohnes und endlich von gewissen unlautern Dingen, die man am besten nicht nennt (Lv 20). Auf all diese Vergehen war Todesstrafe gesetzt und mit Recht. Gottesfurcht, Gehorsam in der Familie und Sittlichkeit bilden die Grundpfeiler des wahren menschlichen Glückes.

Gleichwohl hat Delitzsch geglaubt, auf einen schwarzen Fleck in dem alttestamentlichen Gesetzbuch mit dem Gefühl des Abscheues hinweisen zu müssen: auf die Sanktion der Blutrache, „die bis heute wie ein Fluch

auf den Völkern des Ostens lastet". Ist diese Anschuldigung wirklich gerechtfertigt?

Gewiß ist es wahr, daß dem Erben (nicht jedwedem Familienglied!) des Ermordeten das Recht zustand, an dem Mörder die Strafe zu vollziehen. Doch ehe dies geschah, fand ein wohlgeordnetes gerichtliches Verfahren mit Hinzuziehung von Zeugen statt (Nm 35, 12. Dt 19, 12), wobei u. a. zwischen Mord und einfachem Totschlag wohl unterschieden wurde. Ließ sich aus den Umständen eine beabsichtigte Tötung nicht erweisen, so durfte der Angeklagte sich in eine der sechs Freistätten flüchten, und beim Amtsantritt des nächsten Hohenpriesters gab ihm eine allgemeine Amnestie die volle Freiheit zurück. Nur der eigentliche Mörder hatte unbedingt sein Leben verwirkt. Aber von seinen Verwandten wurde niemand behelligt. Da ist also keine Rede von jener willkürlichen Privatrache, die noch heute im Orient unversöhnliche Feindschaft zwischen den beteiligten Familien, ja die furchtbarsten Vernichtungskämpfe ganzer Stämme heraufbeschwört. Wie durfte also Delitzsch es wagen, jene ganz und gar legale Einrichtung des Alten Testaments mit der Blutrache der heutigen Beduinen auf gleiche Stufe zu stellen? Unserem durch die Lehre und das Beispiel Christi geläuterten ethischen Geschmack sagt es freilich nicht zu, daß gerade ein Verwandter das Bluturteil vollzieht. Aber man darf hier, wie bei mehreren andern Einrichtungen des Alten Testaments nie vergessen, daß alle Werke Gottes und vor allem jene, welche die freie Mitwirkung des Menschen erfordern, sich nur stufenmäßig zur Vollkommenheit erheben. Nicht bloß die Erziehung des einzelnen Menschen, auch die Erziehung der Völker braucht ihre Zeit und vor allem viel Geduld mit tief eingewurzelten Fehlern und verderblichen Neigungen. Moses und die Propheten haben das Menschheitsideal gleichsam aus dem Groben gehauen, aber erst Christus, der Gottessohn, hat das menschliche Ebenbild der göttlichen Vollkommenheit nicht bloß in seiner heiligen Menschheit dargestellt, sondern auch in zahlreichen Heiligen zur Vollendung gebracht. Dies wolle man auch im folgenden stets vor Augen haben.

Wenden wir uns nun zu den Rechtsnormen, welche das Verhältnis des Babyloniers und des Israeliten zu seinem Nebenmenschen ordneten. Hier interessiert uns vor allem die Stellung der Sklaven sowie jene der Frau.

Gab es in Babylon überhaupt einen Rechtsschutz für den Sklaven? Die Gesetzgebung Hammurabis bietet dafür einige Anhaltspunkte. Aus § 282 geht hervor, daß der Herr seinem Sklaven, der sich störrig erwiesen, das Ohr abschneiden konnte. Andere Verstümmelungen werden nicht erwähnt; es lag ja auch im Interesse des Herrn selbst, dieselben tunlichst zu vermeiden. Eine Hoffnung auf Verbesserung ihrer Lage bot dem Sklaven sowohl wie der Sklavin die Ehe mit Freigeborenen. Die Kinder aus einer solchen Ehe galten nicht als Sklaven (§ 175), und ebenso erlangte die ehemalige Sklavin beim Tode ihres freigeborenen Gatten die Freiheit und blieb im Genusse der ihr gemachten Schenkung (§ 171).

Relativ mild ist auch die Bestimmung des § 117, wonach die Frau und Kinder, welche jemand infolge einer Schuldforderung verkauft hatte, nach dreijährigem Frondienst wieder freigegeben werden sollten.

Das sind immerhin erfreuliche Zeichen, daß man den Sklaven etwas höher einschätzte als das Zugtier; aber weit freundlicher war das Los der dienenden Klasse in Israel. Am besten waren natürlich die Sklaven israelitischer Abkunft gestellt; aber auch die Behandlung der ausländischen Leibeigenen war eine menschenwürdige. Man scheint sogar vielfach gegen dieselben über Gebühr nachsichtig gewesen zu sein. Dies ergibt sich klar aus den Mahnungen des weisen Sirach, dem Müßiggang der Sklaven durch heilsame Strenge zu begegnen (Sir 33, 26—30). Seine Worte fallen um so mehr ins Gewicht, als er beifügt: „Wenn du einen treuen Diener hast, so sei er dir wie deine eigene Seele; gleichwie einen Bruder behandle ihn; denn mit dem Blute des Lebens hast du ihn erworben." Diese edle Gesinnung begegnet uns in den verschiedensten Stellen des Alten Testaments. Man lese doch nur Gn 24, Ruth 2, 4 und Jb 31, 13 ff. Aber auch das mosaische Gesetz selbst enthält eine Reihe von Paragraphen, die beweisen, daß die Kriegsgefangenen oder durch Verschuldung in Leibeigenschaft Geratenen nicht rechtlos waren. Ich stelle die wesentlichsten Bestimmungen hier kurz zusammen. 1. Eine Kriegsgefangene durfte erst nach Ablauf eines Monats, während dessen sie sich in ihre neue Lage einleben und ihre Eltern beweinen konnte, zur Ehe gezwungen werden (Dt 21, 10). 2. Wurde sie aber aus der Ehe wieder entlassen, so mußte ihr die Freiheit wieder geschenkt werden (Ex 21, 26 f). 3. Die Freilassung bildete auch die Entschädigung des Sklaven, dem sein Herr ein Auge oder auch nur einen Zahn ausgeschlagen. 4. Ein Sklave israelitischer Abkunft erlangte nach sechsjährigem Dienst seine Freiheit (Ex 21, 2). 5. Auch der Sklave durfte an der Ruhe des Sabbat, den Opfermahlzeiten, selbst am Paschamahl teilnehmen (Ex 12, 44)[1]. 6. Äußerst menschenfreundlich war auch die Behandlung eines vom Ausland nach Israel entflohenen Sklaven; er durfte weder ausgeliefert noch zum Sklaven gemacht werden; der israelitische Boden wurde für ihn zu einer wahren Freistätte (Dt 23, 15 f).

Über die Behandlung der Sklaven schweigt Delitzsch vollständig; um so nachdrücklicher preist er die Würde der babylonischen Frau und beklagt das Los der Israelitin.

Wie hoch stand in Babylon die Frau! „Der babylonische Noah wird mitsamt seiner Frau zu den Göttern versetzt — auch das wäre in Israel nicht denkbar." Allerdings nicht! Aber aus dem einfachen Grunde, weil das Alte Testament keine mythologischen Phantasien bieten kann. Professor Delitzsch hat sich indes einen andern Grund zurechtgelegt; er sagt: „Die Stellung

[1] Allerdings mußte er auch teilnehmen, und insofern lag darin ein Gewissenszwang, der aber nach israelitischer Anschauung — und darauf kommt es hier an — gegen die ehrenvolle Gleichstellung ganz zurücktrat. Übrigens hat das spätere rabbinische Recht diesen Zwang aufgehoben.

der Frau in Israel war anerkanntermaßen eine niedrige von Kindsbeinen an." Und nun höre man seine Beweisstellen! „Von der Wallfahrt nach Jerusalem heißt es Dt 16, 11 (vgl. 12, 18): ‚Und du sollst fröhlich sein vor Jahve, deinem Gott, du und dein Sohn und deine Tochter und dein Knecht und deine Magd' — wo bleibt die Frau?" Richtig, sie fehlt; sie hatte offenbar Stubenarrest und zwar an dem Tage, wo selbst das Gesinde sich frei ergehen und fröhlich sein durfte. Wirklich ein trauriges Los! Aber wenn das wahr ist, dann war die Magd über der Frau. Und warum hat denn Delitzsch nicht den zweiten Teil des Satzes zitiert „und der Levit, der innerhalb deiner Pforten ist, der Fremde und die Waise und die Witwe, welche bei euch weilen..." Wurden auch sie der Gattin des Hausherrn vorgezogen? Wir wollen aber die Sache noch deutlicher machen. Eine ähnliche Stelle bietet Dt 5, 14: „Der siebte ist der Tag des Sabbat, das ist die Ruhe des Herrn, deines Gottes. An diesem Tag tue durchaus keine Arbeit, du und dein Sohn und Tochter, Knecht und Magd, und Ochs und Esel und all dein Vieh und der Fremde, der innerhalb deiner Pforten ist, so daß ruhe dein Knecht und deine Magd, wie auch du." Hier fehlt wiederum die Frau, und doch wird selbst Ochs und Esel genannt. Galten etwa auch sie dem Hausherrn mehr als seine Frau? Oder ist sie hier vielleicht deshalb nicht genannt, weil sie überhaupt niemals arbeiten durfte? Nun, dann hatte gerade sie das bequemste Leben. Doch da kommt noch ein rettender Gedanke: die mosaische Vorschrift richtet sich vielleicht ausschließlich an die Witwer! Leider paßt aber auch das nicht, denn das betreffende Kapitel beginnt: „Und Moses berief ganz Israel und sprach." So bleibt also nichts übrig, als in all diesen Stellen das Fehlen der Frau damit zu erklären, daß sie infolge der innigsten Lebensgemeinschaft in dem „du", das dem Eheherrn gilt, eingeschlossen ist. Sie ist diesem in der Tat etwas mehr als eine „wertvolle Arbeitskraft"; ihre Würde beruht auf der Heiligkeit der Ehe und ihrer Stellung als Mutter. Sehr energisch tritt denn auch das mosaische Gesetz für ihre Rechte und die jungfräuliche Ehre ein, wenn sie von ihrem Manne verleumdet wird (Dt 22, 13), und im Falle eines Verdachtes des Ehebruchs mußte sie sich nicht wie die Babylonierin ins Wasser stürzen und den Göttern ihre Rettung überlassen, sondern nur das sog. Fluchwasser trinken, das an sich völlig unschädlich war und nur im Falle der Schuld die göttliche Strafe nach sich ziehen sollte (Nm 5, 11—29). Eine Scheidung durfte nur wegen etwas „Schändlichem" erfolgen, und die ungerechte und schonungslose Verstoßung war nach Mal 2, 14—16 bei Gott verhaßt. Besonders offenbarte sich aber die Würde der Frau in ihrem Ansehen als Mutter. Gegenüber den Kindern war ihr Mahnwort ebenso heilig wie das des Vaters, und auf dem Schlagen oder Verfluchen der Mutter stand ebenso die Todesstrafe wie auf der Pietätlosigkeit gegen den Vater (Ex 21, 15—17. Lv 20, 9). Eine ähnliche Autorität genoß auch die sumerische Frau, dagegen kennt das babylonische Gesetz Hammurabis nur eine Bestrafung des Sohnes, der seinen Vater schlägt (§ 195). Zur Würde der israelitischen Mutter gesellt sich auch der Rang einer Herrin des Hauses. An zahlreichen Stellen wird ja die tugendsame Frau in den höchsten Ausdrücken des Lobes gefeiert. Sie gilt als die

„Krone ihres Mannes", als die „Erbauerin ihres Hauses", als ein besonderes Gnadengeschenk des Herrn, dem weit und breit an Wert nichts gleich kommt (Spr 12, 4; 14, 1; 19, 14 und besonders 31, 10 ff sowie Sir 26, 1—3).

Doch das alles macht auf Delitzsch keinen Eindruck; für ihn ist die Tatsache entscheidend, daß die Israelitin „obenan, wie im Islam, zur Ausübung des Kultus unfähig" ist. Da war es doch „in Babylonien anders und besser". Allerdings war es dort anders, doch wer die saubere Rolle des Weibes im babylonischen Kultus auch nur ein wenig erwägt, der kann die Weisheit der israelitischen Kultordnung gerade in dem Ausschluß des schönen Geschlechtes nur bewundern. Christus der Herr, dessen zarte Rücksicht und ungekünstelte Wertschätzung der Frau und Jungfrau den späteren Generationen jenen echt ritterlichen Sinn einzuflößen wußte, der bis zum heutigen Tage der christlichen Frau eine ehrfurchtgebietende Stellung sichert, auch er, der weiseste aller Gesetzgeber, hat das Regiment seiner Kirche und den Kultus des Neuen Testamentes ausschließlich in die Hände von Männern gelegt.

So sehr indes die strenge Zucht in der israelitischen Familie der Frau und Jungfrau eine heilsame Zurückhaltung auferlegte, so waren diese doch weder von den Freuden öffentlicher Festlichkeiten noch — wo es nötig und schicklich war — von der freien Verhandlung mit Männern ausgeschlossen. Man lese hierüber nur einmal Ex 15, 20 f. 1 Kg 25, 48. 2 Kg 14, 1 ff; 20, 16, sowie 3 Kg 14, 4. Einzelne Frauen erwarben sich sogar durch ihre prophetische Würde und durch ihre gewaltige Tatkraft unvergänglichen Ruhmesglanz; ich erinnere nur an die Prophetin Debora, welche auch als Richterin des Volkes auftrat, und an Holda, deren Weisung selbst ein König und ein Hoherpriester sich ehrfurchtsvoll fügten. Auch die hervorragende Rolle einer Esther und Judith — man mag die betreffenden Bücher als historisch oder als eine Art religiöser Novellen oder wie immer auffassen — zeugt von dem hohen Ansehen, welches die israelitische Frau genoß.

War nun die Stellung der Frau in Babylonien tatsächlich höher? Wenn Delitzsch dies auch noch dadurch zu beweisen sucht, daß er sagt: „Wir lesen in der Zeit Hammurabis von Frauen, die sich ihren Sessel in den Tempel tragen lassen", so bekundet der gelehrte Professor darin allerdings eine große Genügsamkeit. Wir verlangen etwas mehr. Die Damen eines vornehmen türkischen Harems haben ja auch das Vergnügen, in Sänften getragen zu werden, und doch gibt es kaum ein traurigeres Los als das ihrige.

Schon etwas mehr zu bedeuten hat Delitzschs Hinweis auf die Fähigkeit der Babylonierin, als Zeugin bei Abfassung von Rechtsurkunden aufzutreten. Aber kann er uns beweisen, daß der Israelitin ein solches Recht nicht und niemals zustand? Und selbst wenn dem so wäre, könnte dieser einzige Vorzug auf babylonischer Seite gegen so viele Erweise der Hochschätzung in Betracht kommen, deren sich die ehrbare Israelitin erfreute?

Hochmoderne Damen, die etwa Delitzschs zweiten Vortrag gekostet, dürften wohl versucht sein, die Babylonierinnen um deren vollständig durchgeführte Emanzipation zu beneiden. Das wäre jedoch eine arge Täuschung. Um dies einzusehen, braucht

man nur einen Vergleich anzustellen zwischen § 203 und § 209 des Gesetzes von Hammurabi:

§ 203: „Wenn ein Freigeborener den Körper eines Freigeborenen von gleichem Range schlägt, so soll er 1 Mine (= 60 Sekel) zahlen."

§ 209: „Wenn jemand eine Freigeborene schlägt, so daß eine Fehlgeburt eintritt, der soll 10 Sekel für ihre Fehlgeburt zahlen."

Auf die Mutter selbst wird gar keine Rücksicht genommen. Da haben wir eine Probe echt babylonischen Geistes, die eines Kommentars nicht bedarf.

Mit der Hochachtung vor der Frau und Jungfrau geht Hand in Hand die Pflege der Sittlichkeit.

Bis jetzt hat nun alle Welt geglaubt, daß bei den Babyloniern die jungfräuliche Sittenreinheit nicht zu Hause war, sondern daß dort alle Arten von Schamlosigkeiten das öffentliche Leben und selbst den religiösen Kult durchsetzten. Um so mehr mußten die entgegengesetzten Aufklärungen Professor Delitzschs überraschen. Die Ausgrabungen drüben in Babylonien — so führt der Gelehrte aus — hätten gar keine obszönen Figuren zu Tage gefördert, dagegen müsse er an die Gründe erinnern, aus welchen die Schulbehörden so dringlich nach Auszügen aus dem Alten Testament verlangt hätten.

Wir wollen nun nicht die Frage erörtern, ob die drei Istarstatuen, welche Delitzsch (S. 35) im Bilde zeigt, und vor welchen wohl die Babylonier ihre Andacht verrichtet haben, als Kultobjekt das jedem Menschen angeborene Schamgefühl in keiner Weise verletzen. Eine eigentliche Korruption der Sitten, eine freche Herausforderung verrät sich darin noch nicht, zumal wenn man beachtet, daß es sich hier um Kunsterzeugnisse eines noch an primitive Verhältnisse gewöhnten Volkes des heißen Orients handelt. Aber wir wissen doch etwas mehr über den Kult jener Göttin. Die schändlichen Orgien, welche den babylonischen Kult und vor allem die Verehrung der Istar begleiteten, schildert eingehend ein Brief des Propheten Jeremias an die gefangenen Juden, die auf Befehl Nebukadnezars nach Babylon gebracht werden sollten (Bar 6). Ganz übereinstimmend damit sind die Berichte Herodots (1, 199), wonach in Babylon die schmachvolle Sitte bestand, daß jede Babylonierin zu Ehren der Göttin der Lust wenigstens einmal das Opfer der Keuschheit bringe. Mit Recht bezeichnet dies der heidnische Grieche als „das abscheulichste aller Gesetze". Nicht minder abschreckend ist das Sittengemälde, welches der römische Historiker Curtius auf ältere Quellen gestützt (l. 5) entwirft. Sein Urteil lautet geradezu: „Nichts Verdorbeneres als die Sitten jener Stadt, nichts Geeigneteres, die zügelloseste Leidenschaft zu reizen", und er schließt mit der Bemerkung, Alexander der Große hätte nach seinem 34tägigen Aufenthalt in der wollüstigen Stadt einem etwaigen Feinde nur ein durch Ausschweifung entschieden geschwächtes Heer gegenüberstellen können. Man kann alle diese Zeugnisse um so weniger zurückweisen, als die Keilinschriften

selbst sie aufs klarste bestätigen. Schon aus dem Charakter der Istar (wie er beispielsweise in „Istars Höllenfahrt" gezeichnet wird) und ihrer allgemeinen Verehrung folgt mit Notwendigkeit, daß man in der Unlauterkeit nicht nur nichts Strafwürdiges, sondern sogar etwas Lobenswertes und Pflichtmäßiges sah. Aus dieser Vergötterung der niedrigsten Leidenschaft heraus erklären sich auch jene schmachvollen Einrichtungen der babylonischen Tempel, von welchen der Prophet Jeremias spricht und welche der Gesetzgeber Hammurabi selbst sanktioniert hat. § 181 seines Kodex beginnt mit den Worten: „Wenn ein Vater eine Tempeldirne dem Gotte (Marduk) stiftet . . ." Welch ein Abgrund von Korruption der elementarsten sittlichen Begriffe gähnt uns hier entgegen! Ein Vater überliefert sein Kind dem schmachvollen Lose öffentlicher Prostitution und wähnt, damit Gott einen Gefallen zu tun.

Wie sehr ein ausschweifendes Leben schon damals in Babel im Schwange war, kann man auch aus mehreren andern Paragraphen ersehen und nicht zum wenigsten aus solchen, welche für die Entlastung liederlicher Personen durch Adoption ihrer Kinder Sorge tragen.

Freilich scheint es angesichts solcher Zustände merkwürdig, daß die Ausgrabungen nicht auch entsprechende bildliche Darstellungen zu Tage fördern. Die Lösung des psychologischen Rätsels liegt jedoch nicht allzu fern.

Eine lüsterne Kunst wird meist nur da aufblühen, und ihre Erzeugnisse werden nur dort heiß begehrt werden, wo Lebensumstände oder die (noch nicht ganz erschütterte) Macht der öffentlichen Moral der überschäumenden Sinnenlust noch gewisse Schranken setzen. Obszöne Bildwerke und wollüstige Literaturerzeugnisse müssen dafür einen Ersatz bieten; die realen Genüsse bleiben zum Teil versagt, dafür läßt man die Phantasie um so zügelloser schwelgen. Ein Volk aber, bei dem die Religion selbst der Unzucht den Stempel der Heiligkeit aufdrückt, bedarf dieser Reizmittel nicht; es sättigt sich an der greifbaren Wirklichkeit. Dies wird um so mehr der Fall sein, wo die Kunst noch nicht jene technische Vollkommenheit erlangt hat, die den realen Genuß in raffinierter Weise zu variieren und zu steigern weiß. Eine solche Fertigkeit hatten aber wenigstens in der Regel weder die babylonischen Thonkünstler noch die assyrischen Bildhauer. Bei den Griechen war dies anders. Ihre erfinderische, schwungvolle Einbildungskraft, welche die edelsten Kunsterzeugnisse des Altertums geschaffen, wußte auch zur Zeit des ärgsten Verfalls der öffentlichen Sittlichkeit durch neue und überraschende Motive die gemeine Sinnenlust zu kitzeln.

So erklärt sich ungezwungen die uns von Delitzsch verbürgte Tatsache des Fehlens obszöner Bilder bei den Babyloniern. Jedenfalls werden aber dadurch die zahlreichen positiven Zeugnisse für ihren sittlichen Tiefstand nicht im mindesten entkräftet.

Dem gegenüber glaubt nun Delitzsch darauf hinweisen zu sollen, daß auch das Alte Testament nur durch ein Glashaus geschützt sei und daß seine Verteidiger sich deshalb wohl hüten sollten, auf Babel mit Steinen zu werfen. Die darin liegende Beschuldigung ist jedoch ebenso veraltet wie verkehrt.

Oder ist Delitzsch in der Lage, auch nur eine Stelle des Alten Testaments namhaft zu machen, in der das Laster gepriesen oder gar befohlen wird? Aller-

dings entwirft das Alte Testament zuweilen traurige Bilder der Entartung Israels oder anderer Völker, es offenbart selbst die schwersten Verbrechen, welcher sich Träger der Krone oder des richterlichen Amtes schuldig gemacht haben.

Die Heilige Schrift erweist sich aber hierin nur als unerschrockene Verkünderin der Wahrheit — im grellsten Gegensatz zu den Annalen der assyrischen Könige, die durch die fortgesetzte Prahlerei bzw. Schmeichelei geradezu anwidern. Die Absicht der Heiligen Schrift ist keine andere als die der eindringlichsten Warnung der künftigen Geschlechter und der Offenbarung der Barmherzigkeit Jahves, der trotz all dieser Frevel nach vollzogener Strafe des Bundes mit Israel eingedenk blieb. Man darf sich auch nicht an der deutlichen, ja plastischen Sprache des Alten Testaments stören; denn sie war ganz und voll gerechtfertigt. Sie richtet sich an ein Volk, das einerseits noch voll natürlicher Urwüchsigkeit war, aber anderseits auch zwischen Völker eingekeilt lebte, deren schamloses Treiben die größte Gefahr der Verführung in sich barg. Hier war also eine deutliche Warnung dringend geboten. Aber auch heute noch wird ein jeder, der nur die Wahrheit sucht, das ganze Alte Testament nicht bloß ohne Gefahr, sondern auch mit großem Nutzen lesen können. Für unreife junge Leute und krankhaft reizbare Personen empfiehlt sich allerdings eine unterschiedslose Lektüre desselben nicht. Für solche haben denn auch weder Moses noch die Propheten geschrieben, ebensowenig wie ausführliche Lehrbücher der Anatomie oder des Eherechts in eine Schülerbibliothek gehören. Das hat die katholische Kirche längst erkannt, aber die Reformatoren und ihre Anhänger wollten weiser sein und beschuldigten obendrein ihre ehemalige Mutter, sie habe ihren Kindern die Heilige Schrift vorenthalten.

Zu der scharfen Verurteilung einzelner abscheulicher Verbrechen gesellt sich aber im Alten Testament noch eine ganze Reihe positiver Gesetze, welche die Sittenreinheit in einer Weise sicherten, wie dies bei keinem einzigen Volk des Altertums zu finden ist. Heilig war die Ehe, heilig der Brautstand, heilig die Jungfrauschaft überhaupt. Dies ergibt sich schon aus der einen Vorschrift, daß die Braut vor ihrem künftigen Gemahl nur verschleiert erscheinen durfte. Während bei den Babyloniern nur die Sünden zwischen solchen, die im ersten Grad und zwar absteigender (!) Linie verwandt sind, als strafbar galten (Hammurabi §§ 154 und 157), ging das mosaische Gesetz (Lv 18, 20) viel weiter, indem es noch für eine ganze Reihe anderer Vergehen dieser Art die Todesstrafe (durch Steinigung) festsetzte. Auch die Ehe mit der Schwester oder Stiefschwester, welche in Ägypten und Babylonien keinerlei Anstoß erregte, galt als fluchwürdig und war der Strafe der Ausrottung unterworfen. Wer aber sonst eine Jungfrau ihres Kranzes beraubte, der war auch verpflichtet, sie zu ehelichen.

Schon hieraus versteht sich von selbst, daß die schmachvollen Institute der Hierodulen, welche dem babylonischen Kult eigentümlich sind, durch das israelitische Gesetz streng verpönt waren. Selbst die Nachkommen feiler Personen galten als ehrlos und blieben bis ins zehnte Geschlecht von der Gemeinde ausgeschlossen. Auch viel geringere Vergehen als die oben erwähnten wurden streng geahndet (durch Abhauen der Hand), und das zehnte Gebot erklärt schon die bloße Be-

gierde als eine Sünde. Endlich drang das Gesetz auf anständige Kleidung, damit jede Anreizung zur Sünde ferngehalten werde.

Wahrlich ein Sittenbild, das gegen das babylonische absticht wie der sommerhelle Tag gegen den wolkenbedeckten Nachthimmel, an dem nur das eine oder andere Sternlein blinkt!

Mit der Wollust ist häufig die Grausamkeit innigst verbunden. In der Tat zeigt sich diese Erscheinung auch bei Assyriern und Babyloniern in hohem Grade, und selbst in ihrem Kultus offenbart sich dieser Zusammenhang: Ištar, die Göttin der Lust, war zugleich die furchtbare Göttin der Schlacht.

Wohl ist es wahr, daß auch in der israelitischen Geschichte Härten und einzelne Grausamkeiten vorkommen; aber wenn wir auch alles zusammenfassen, was nach Ausscheidung früherer irriger Übersetzungen [1] und unverständiger oder ungerechter Auslegung [2] noch übrig bleibt, so ist das doch geradezu verschwindend gegen die Massenbedrückung, gegen die unerhörten Grausamkeiten und die Ströme von Blut, welche die unersättliche Habgier und Geilheit, die alles niedertretende Herrschsucht und geradezu erfinderische Rachgier der assyro-babylonischen Gewalthaber verschuldeten. Ich rede hier nicht von dem unwürdigen Los derer, welche durch schwere Abgaben und um den Preis ihrer Schwestern und Töchter, welche die Harems der gekrönten Wüstlinge der assyrischen Paläste füllten, die Gnade der Tyrannen erkaufen mußten, nicht von den zahllosen, unaufhörlichen mörderischen Kriegen, mit denen diese alle Länder von Elam im Osten bis nach Damaskus und Ägypten im Westen überzogen, nicht von den Tausenden von Städten und Dörfern, die in Flammen aufgingen, und der schmachvollen Sklaverei ihrer Bewohner; wir wollen auch nicht verweilen beim Anblick der Scheiterhaufen, in welchen Scharen von Frauen und Kindern den Flammentod fanden [3], der Türme, die man aus abgeschnittenen Köpfen und lebendigen Menschenleibern aufrichtete, der Pfahlreihen mit aufgesteckten Leichen rings um die Mauern der eroberten

---

[1] Gerade die ärgste Grausamkeit, die man früher aus 2 Kg 12, 31 herauslas und die sich an den Namen keines Geringeren als Davids, des Gesalbten des Herrn, knüpfte, ist jetzt als irrig erkannt. Früher las man: „Und ihre (Rabbaths) Bewohner ließ er herausbringen, zersägen und über sie eiserne Wagen führen und mit Messern zerschneiden und sie in Ziegelöfen bringen.“ Der Sinn ist aber ein anderer, nämlich: Er stellte sie an die Sägen (zur Bearbeitung von Bausteinen), ließ sie mit eisernen Picken und Hacken arbeiten und Backsteine verfertigen (vgl. Hoffmann in Zeitschrift für die alttestamentliche Wissenschaft II 66, und A. Condamin S. J., Rev. bibl. VII 253 f).

[2] Über die wahren Gründe der Ausrottung der sieben kananäischen Völker, die Dt 7, 1—4 16 befohlen wird, vgl. Weish 12, 3.

[3] Auch die Israeliten ließen die Mannschaft einer eroberten Stadt über die Klinge springen, falls sie nicht willig ihre Tore öffnete; aber Frauen und Kinder mußten geschont werden. Nur bei den verrotteten sieben kananäischen Stämmen sollte niemand geschont werden (Dt 7, 1—4 16).

Städte; noch weniger will ich genau erinnern an all die einzelnen raffinierten Grausamkeiten einer zügellosen Soldateska, an die Verstümmelungen (zum Teil schändlichster Art), an die Blendung mit glühendem Eisen und die empörende Schindung der unglücklichen Opfer — das alles war ja der gewohnte Lauf der assyrischen Kriegführung. Aber die Betrachtung eines andern Bildes darf ich (besonders mit Rücksicht auf spätere Darlegungen) dem Leser nicht ersparen: ich meine das des „frommen" Königs Ašurbanipal, wie er in höchsteigener Person des entsetzlichsten Amtes waltet. Er selbst läßt uns durch seinen Hofannalisten unter seinen andern Ruhmestaten, die er — natürlich immer im Auftrage der Götter — vollbracht hat, auch folgendes berichten:

„Auf Geheiß des Ašur und der Belit machte ich mit dem Fleischmesser, das von meiner Hand gefaßt war, in seine (eines gefangenen arabischen Königs) Backe ein Loch und zog durch seine Kiefer einen Strick, legte ihm ein Hundehalsband an und ließ ihn im Osttor von Ninive ... den Käfig hüten." [1] Von einem Fürsten sagt er: „Im Ansturm der Schlacht packte ich ihn lebendig mit den Händen und zog ihm in Ninive, meiner Königsstadt, die Haut ab." Einem dritten riß er höchst eigenhändig die Zunge aus. Mit wahrhaft teuflischer Bosheit aber rächte er sich an seinen Hauptfeinden. So verherrlichte er nach seinem Siege über den elamitischen König Teumman seinen Einzug in Ninive, indem er den Kopf des unglücklichen Fürsten dessen Bundesgenossen Danânu an den Hals hängen und ihn so der gaffenden Menge zeigen ließ; jener Danânu aber wurde bald danach „auf ein Schindebrett gelegt und abgeschlachtet wie ein Schaf". Von dem Bruder des Gemordeten sagt er: „Ich tötete ihn, schnitt sein Fleisch ab und ließ es umherbringen zum Anschauen der Länder" (KB. II 258 f). Ja selbst bis über den Tod hinaus verfolgte Ašurbanipal seine Opfer. So befahl er, daß die gefangenen Söhne seines Gegners Nabû-šumu-iriš dessen mit nach Assyrien geschleppte Gebeine gegenüber dem Tore von Ninive zermalmten — ein nach assyrischen Begriffen alles übersteigender Racheakt, da er die Seele des Abgeschiedenen zur ewigen Ruhelosigkeit verdammte (KB. II 259; vgl. KB. II 207). Gegen solche Untaten eines einzigen assyrischen Herrschers, der 42 Jahre hindurch die Völker Vorderasiens knechtete, treten alle Ausschreitungen semitischer Rach- und Blutgier, welche das Alte Testament von den Israeliten berichtet, in den Hintergrund. Sein Charakter flößt aber um so größeren Abscheu ein, als wenige Könige Assyriens mit den Göttern in so vertrautem Verkehr standen wie Ašurbanipal. Er selbst nennt sich den Liebling Ašurs und Ištars, und vor Andacht ist er zuweilen bis zu Tränen gerührt (KB. II 251). Er ist nach einer Annaleninschrift sogar „der Barmherzige, der keinen Groll hegt und Sünden tilgt" (KB. II 191). Kein Wunder also, daß um dieses frommen Hohenpriesters willen die Götter ihren reichsten Segen auf das ganze Land herabträufeln lassen (KB. II 157). Das ist natürlich die Sprache kriechender Höflinge, welche im Namen und zu Ehren ihrer Herrscher die assyrischen Annalen verfaßten, und zwar sind dies eben

[1] BK. II 229. Einzelne Ausdrücke sind zwar unsicher, aber das ändert an der Bedeutung jener Stelle nichts.

jene Kriegsberichte, welchen auch die oben erwähnten Scheußlichkeiten entnommen sind. Dieser Umstand wirft einem elektrischen Scheinwerfer gleich ein grelles Licht auf die assyro-babylonischen Verhältnisse, indem sich hier eine tiefgreifende Entartung des Rechts- und Wahrheitsgefühls offenbart. Die Heilige Schrift deckt selbst die Schande israelitischer Könige auf und geißelt sie mit aller Entschiedenheit; die assyro-babylonischen Geschichtschreiber aber haben nie einen Tadel für ihre Herrscher, sondern hören nicht auf, sie in den höchsten Tönen zu preisen und ihre größten Abscheulichkeiten im Lichte göttlicher Verklärung darzustellen. Manchmal läßt sich zwar die Wahrheit zwischen den Zeilen lesen oder durch Vergleichung verschiedener Quellen herausfinden; aber immerhin können wir sicher sein, daß sie uns vielfach nicht die Wahrheit oder wenigstens nicht die ganze Wahrheit sagen. Wenn also in den Annalen einzelne Könige ihre Fürsorge für das Volk usw. rühmen, so haben wir, falls nicht besondere Umstände oder andere, unabhängige Belege aus Privatkreisen sich finden, keinerlei Bürgschaft dafür, ob dem wirklich so war oder ob hier nur eine der vielen servilen Schmeicheleien vorliegt, mit welchen man die Gewalthaber ehrte.

Wir kehren damit zu den bürgerlichen Verhältnissen des assyro-babylonischen Reiches zurück. Es gilt nämlich, noch zwei Fragen zu erörtern: Wie stand es in Babylonien und in Israel mit der Gerechtigkeit und wie mit der über diese hinausgehenden Nächstenliebe.

Wie schon früher dargelegt, bietet gerade in der Ordnung der bürgerlichen Rechtsverhältnisse das Gesetz Hammurabis sehr vieles, was Anerkennung verdient. Aber wenn nun Delitzsch annimmt, daß dieses Recht in seinen wesentlichen Punkten zwei Jahrtausende fortbestand, so darf man wohl anfragen, mit welchen Dokumenten eine so vielsagende Behauptung belegt werden kann. Auch kann man aus dem Vorhandensein einer Reihe von Kontrakten höchstens schließen, daß in den betreffenden Zeiten eine Gerichtsbarkeit existierte und gewisse äußere legale Formen eingehalten wurden, aber daß Treue und Redlichkeit blühten, läßt sich daraus mit nichten beweisen. Diese kann ohne schriftliche Verträge bestehen, aber ebensogut trotz aller Verträge fehlen. Selbst die Tafel, von der Delitzsch spricht und worin der König eindringlich vor Aneignung ungerechten Gutes und Parteilichkeit gewarnt wird, rechtfertigt es doch ganz gewiß noch nicht, auf Babylon in seiner ganzen historischen Dauer das Wort anzuwenden „Gerechtigkeit erhöht ein Volk“. Ebenso sanguinisch ist es, aus einzelnen Strafreden der Propheten wider die Bedrückung der Armen, Witwen und Waisen auf eine allgemeine Korruption zu schließen. Das Ungünstige, die Verletzung des Gebotes, erwähnt Delitzsch mit Nachdruck; aber von den zahlreichen und eindringlichen Vorschriften des israelitischen Gesetzes, das Recht der Schwachen, ja selbst der Fremden zu achten, sagt er kein Wort. Diese Vorschriften gehen aber sogar noch weit über die Forderungen der Gerechtigkeit hinaus; sie offenbaren einen Geist der Nächstenliebe, wie wir ihn bei den Babyloniern und Assyriern vergebens suchen.

Der Gesetzgeber auf Sinai sprach nicht nur seinen Fluch aus über jene, die das Recht der Witwe, der Waisen und des Fremden verdrehen, er gebietet nicht

nur, den verdienten Lohn auszuzahlen, sondern er verlangt auch von dem Wohlhabenden große Rücksicht und Liebe gegenüber den Armen. Ich erinnere nur an Ex 22, 25 f: „Gibst du einem Armen aus meinem Volke Geld zur Leihe, so bedränge ihn nicht wie ein Erpresser.... Hast du von deinem Nächsten das Oberkleid als Pfand angenommen, so gib es noch vor Sonnenuntergang wieder; denn es ist die einzige Hülle seines Leibes, womit er sich bedeckt.... Klagt er zu mir, so erhöre ich ihn, weil ich barmherzig bin." Der Witwe Kleid durfte überhaupt nicht gepfändet werden. Bei der Ernte wurde die Nachlese ganz dem Armen überlassen, und jedem war es gestattet, zur Stillung seines Hungers nach Herzenslust in irgend einem Weinberg oder Ährenfeld Trauben zu essen bzw. Ähren mit der Hand auszureiben (Dt 23, 25). Den Armen gehörte auch das Nützungsrecht des Feldes im siebten Jahre (Ex 23, 11).

Diese werktätige Nächstenliebe stand bei den Israeliten so hoch, daß man in ihrer Pflege das untrüglichste Zeichen wahrer Gottesfurcht und zugleich die sicherste Bürgschaft einer göttlichen Belohnung und Verzeihung der Sünden erkannte. Gar schön offenbart sich diese Überzeugung in den Worten des großen Dulders (Jb 31, 16 ff): „Wenn ich versagt, was sie begehrt, den Armen und ich der Witwe Augen warten ließ, wenn meinen Bissen ich genoß allein und nicht genoß die Waise von demselben ... so mög' aus dem Gelenke meine Schulter fallen und mein Arm in seiner Röhre brechen; denn allzeit gleich Fluten dräuend über mir hab' ich gefürchtet Gott." Und ebenso wahr ist der Gedanke des weisen Sirach (29, 15): „Hinterlege Almosen im Herzen der Armen, und dieses wird die Rettung bewirken aus jeglichem Übel."

Selbst der Feind sollte von der Liebe nicht ausgeschlossen sein. Mahnungen wie diese: „Begegnest du einem verlaufenen Ochsen oder Esel deines Feindes, so führe ihn diesem wieder zu" und „Wenn du den Esel dessen, der dich haßt, unter der Last erliegen siehst, so gehe nicht vorüber, sondern trage bei zum Aufhelfen" (Ex 23, 4 f), sind ein beredtes Zeugnis für einen Edelsinn, der dem semitischen Charakter als solchem gewiß nicht eignet, welcher aber um so deutlicher auf den höheren Ursprung der israelitischen Sittenlehre hinweist.

Wo ist etwas Ähnliches in dem von Delitzsch vielgerühmten babylonisch-assyrischen Rechtsstaat zu finden? Ist etwa die Todesstrafe, die den aus bitterer Not an fremdem Eigentum sich vergreifenden Armen unerbittlich ereilte, oder vielleicht der hohe Wucherzins (von 20 bis 33 %), den zahlreiche babylonische Kontrakte unwiderleglich bezeugen, ein Anzeichen von großer Barmherzigkeit gegen den dürftigen Nebenmenschen? Gewiß war Delitzsch in großer Verlegenheit, wenn er zum Beweis der babylonischen Nächstenliebe zu dem Schmerzensschrei des babylonischen Noah seine Zuflucht nehmen mußte, ja man darf sagen, er hätte in Anbetracht seiner großen Belesenheit das Gegenteil von seiner These gar nicht glänzender beweisen können, als gerade auf dem von ihm eingeschlagenen Wege.

Wo bleibt also die so siegesbewußt behauptete Superiorität der babylonischen Ethik? Wenn wir von rein äußeren legalen Formen (schriftlichen Verträgen), die sich in Israel erst später (zur Zeit der Propheten)

einbürgerten, absehen, so behauptet nicht Babel, sondern Israel den Vorrang, und zwar auf allen Punkten: in der Gerechtigkeit des Strafmaßes und der Anwendung des Strafgesetzes, in der Behandlung der Sklaven, in der Frauenfrage, im sittlichen Wandel, in der Behandlung des besiegten Feindes und in der Rücksicht gegen den Armen und Schwachen aus dem eigenen Volke.

Hiermit ist denn auch unsere zweite Aufgabe erledigt.

III.

Von „Babel und Bibel" könnten wir jetzt mit Fug und Recht Abschied nehmen. Da jedoch Professor Delitzsch — offenbar aus Mangel an geeigneten Vergleichungspunkten — sich nicht auf sein eigentliches Thema beschränkt und seiner Parallele noch eine Reihe von besondern Anschuldigungen gegen das Alte Testament beigefügt hat, so möchte ich dem Leser auch hierüber mein Urteil nicht vorenthalten. Wie es jedoch keinem Kritiker in den Sinn kommen wird, alle einzelnen Anschuldigungen Delitzschs, die er beweislos in ein paar Sätzen aufeinanderhäuft, ausführlich zu widerlegen, so muß auch ich mich auf das Wichtigste beschränken.

1. Das Alte Testament soll eine Reihe von Dingen enthalten, die entweder in sich **unmöglich** sind oder **einander widersprechen**.

Dahin gehört für Professor Delitzsch vor allem das **Wunder**. Darum sind ihm Erzählungen wie die von der Zerstörung des Götzenbildes im Dagonstempel durch die Kraft der heiligen Lade Jahves (1 Kg 5 f) von vornherein unannehmbar. Auch für uns wäre sie es, wenn darin irgend etwas Unziemliches läge; aber gerade das Gegenteil ist der Fall. Dieses Wunder offenbart ja in höchst würdevoller Weise die Macht und Hoheit des einen wahren Gottes über die Schöpfungen menschlichen Trugs und Wahns. Was aber die Wunder im allgemeinen angeht, so ist hier nicht der Ort, auf ihre Möglichkeit und Zweckmäßigkeit einzugehen; wir wollen nicht Dinge wiederholen, die in zahlreichen philosophischen und dogmatischen Handbüchern mit aller nur wünschenswerten Schärfe dargelegt sind. Wer ernstlich die Wahrheit sucht, wird nötigenfalls auch zu ihnen den Weg finden. Auf die **Strafwunder** in 1 Kg 6, 19 und 2 Kg 6, 7 f sehe ich mich jedoch veranlaßt, näher einzugehen. Es will zunächst nicht recht einleuchten, wie das neugierige Anschauen der Bundeslade mit einer so furchtbaren Todesstrafe geahndet werden konnte. Gleichwohl verscheucht auch hier eine ruhige Würdigung der Verhältnisse jeglichen Zweifel. Die Lade war das Heiligtum des Bundes zwischen Jahve und seinem Volk; sie sollte dasselbe allzeit an die schützende Nähe seiner göttlichen Majestät und an die eingegangenen Bundespflichten gemahnen. Dieser Zweck wurde nur durch Verhinderung jeder Profanation gewahrt. Daher auch die Festsetzung der Todesstrafe in Nm 4, 18—20 auf jede vorwitzige Berührung

und Beschauung des Heiligtums. Die dort ausgesprochene Drohung hat sich nun in 1 Kg 6, 19 erfüllt. Die „50 000", welche Delitzsch mit einem (!) begleitet, fehlen bekanntlich in mehreren Handschriften, weshalb schon der hl. Hieronymus annahm, dies sei nicht die Zahl der Getöteten, sondern die der zusammengeströmten Bethsamiter, von denen nach anderem Bericht 70 tot zu Boden sanken [1].

Etwas schwieriger gestaltet sich das Verständnis von 2 Kg 6, 7. Hier wird scheinbar frommer Eifer mit plötzlichem Tode bestraft: Oza will die Lade des Bundes vor dem Falle bewahren, da trifft ihn der Zorn des Herrn und erschlägt ihn „ob seiner Vermessenheit". Manche sehen in der Handlung Ozas einen Mangel an Vertrauen auf Gottes schützendes Eingreifen verbunden mit prahlendem Stolz. Ich glaube jedoch, die oben angeführten großen theokratischen Grundsätze seien auch hier in erster Linie maßgebend; nur bedürfen sie hier noch einer besondern Ausdehnung. In jedem geordneten Staats- oder Heerwesen geht Gehorsam über persönliche Einsicht, und manche selbst tüchtige Beamten und tatkräftige Generäle haben die Nichtbeachtung dieses Fundamentalsatzes aller Regierungsweisheit schwer gebüßt. Zwar mögen sie alsdann Leuten mit mitleidigem Herzen, aber engem Gesichtskreis als Opfer eines edlen Wagemuts erschienen sein; aber weitblickende Geister urteilen anders, indem sie in der eigenmächtigen Tat des Einzelnen die heillosen Folgen für das gesamte Gemeinwesen überblicken. Die Anwendung auf unsern Fall liegt nahe. Israel war das Volk, das Heer Jahves. Oza hat auf eigene Einsicht vertrauend ein strenges und ausdrückliches Gebot seines Gottkönigs verletzt. Sein jäher Tod war daher bezüglich seiner selbst gerecht, mit Rücksicht auf das ganze Volk aber eine durchaus weise und notwendige Maßregel, eine unvergeßliche Lehre.

Das waren Einzelheiten, die Delitzsch vorgebracht hat; aber auch größere Abschnitte des Alten Testamentes entbehren nach ihm der Glaubwürdigkeit. Dahin gehört das Büchlein vom Bußprediger Jonas, das der Berliner Gelehrte nur als eine phantastisch-orientalische Einkleidung hoher Ideen gelten lassen will.

[1] Leider sind die Zahlenangaben des hebräischen Textes vielfach nicht zuverlässig, wie es auch oftmals die altgriechischen nicht sind. Ich erinnere nur an die 600 000 waffenfähigen Männer, welche nach Nm 1, 45 f das israelitische Heer am Berge Sinai betragen haben soll, eine Riesenzahl, die weder mit der Genealogie noch mit sonstigen Umständen in Einklang zu bringen ist. Näheres über die Erklärung dieser Stelle bei F. v. Hummelauer S. J., Commentarius in Numeros 220 ss. Die Schuld an diesen unzuverlässigen Angaben darf aber keineswegs dem eigentlichen Verfasser aufgebürdet werden; sie liegt vielmehr vorzugsweise in dem Umstand, daß die Hebräer als Zahlzeichen ihre Buchstaben benutzten, die beim Abschreiben bekanntlich einer mehrfachen und leicht eintretenden Verwechslung fähig sind. Schon die verschiedenen Varianten deuten auf diese Fehlerquelle hin. Es ist die nämliche, welche auch die Entstellung hebräischer Wörter veranlaßt hat. Während aber hier die Möglichkeit offen blieb, aus dem Zusammenhang oder mittelst semitischer Sprachvergleichung den ursprünglichen Lautbestand wiederherzustellen, ist eine solche Hoffnung in Bezug auf die Zahlenbuchstaben selbstverständlich völlig ausgeschlossen. Das babylonische und das arabische Ziffernsystem bieten eine ungleich größere Bürgschaft.

Nehmen wir einmal für einen Augenblick an, die ganze Erzählung sei wirklich nur eine Allegorie, kein historischer Vorgang. Würde damit ihr Offenbarungscharakter fallen zu lassen sein? Ganz gewiß nicht, so wenig wie die Gleichnisse des Herrn dadurch, daß sie nur Gleichnisse sind, aufhören, Gottes Wort zu sein. Auch die „phantastisch-orientalische" Fassung würde daran nichts ändern. Allein kann der historische Charakter des Büchleins wirklich mit stichhaltigen Gründen angefochten werden? Was hat denn Delitzsch an solchen vorgebracht? Es scheint ihm zunächst ungereimt, daß der Prophet im Bauche des Fisches „eine Mosaik von Psalmstellen gebetet habe, die zum Teil erst etliche Jahrhunderte nach Ninives Untergang gedichtet wurden". Das ist aber in der Tat eine ganz prächtige Mosaik, so schön wie aus einem Guß und ganz der augenblicklichen Situation angemessen. Allerdings finden wir die einzelnen Stellen in den Psalmen wieder; aber ist es denn nicht ebensogut möglich, daß der spätere Psalmist Stellen aus dem Gebet des Jonas in seine Dichtungen verwoben hat? Ja selbst wenn jenes Gebet vom Verfasser des Büchleins dem Propheten nur in den Mund gelegt worden wäre, so würde dadurch die historische Sicherheit der Mission des Bußpredigers, sein Schicksal und sein Erfolg keineswegs erschüttert.

Weiterhin erblickt Delitzsch in der Annahme, „der König von Ninive habe so tief Buße getan, daß er auch Ochsen und Schafen Befehl gegeben, sich mit einem Sack zu bekleiden, eine Versündigung gegen den uns von Gott verliehenen Verstand". Fürwahr ein Urteil von imponierender Entschiedenheit, aber im Munde eines so guten Kenners des Orients nicht ganz weise. War es doch schon bei den Griechen Brauch, die Tiere an der Trauer der Menschen teilnehmen zu lassen. So scherte sich beim Tode beliebter Feldherren nicht nur das ganze Heer das Haar, sondern auch den Pferden und Maultieren wurden die Mähnen oder Haare abgeschnitten (vgl. Benseler, Griechisch-deutsches Schulwörterbuch [11] 4472, b). Herodot berichtet sogar von Bußgebräuchen der alten Perser, die jenen der Niniviten sehr ähnlich sind. Die Teilnahme der vernunftlosen Kreatur am Sühnewerk der Menschen war übrigens nicht ohne tieferen Sinn, und sie verfehlte auch nicht ihren heilsamen Eindruck. Der historische Charakter des Buches Jonas kann aber um so weniger aufgegeben werden, als Christus selbst (Mt 12, 39—42; 16, 4 und Lk 11, 19) entschieden dafür eintritt. Er erklärt, den Pharisäern und Sadduzäern, dem bösen und ehebrecherischen Geschlecht, kein anderes Zeichen geben zu wollen als das des Propheten Jonas; „denn gleichwie Jonas drei Tage und drei Nächte (d. h. im hebräischen Sinn vom ersten bis dritten Tag) im Bauche des Fisches gewesen, also wird auch der Sohn des Menschen drei Tage und drei Nächte im Herzen der Erde sein. Die Männer von Ninive werden am Gerichtstage mit diesem Geschlechte auftreten und es verdammen; denn sie haben auf die Predigt des Jonas Buße getan, und siehe, hier ist mehr als Jonas". Das ist ein Zeugnis, welches an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig läßt. Damit können wir die Akten schließen, ohne uns „gegen den von Gott uns verliehenen Verstand zu versündigen".

Auf die „Unmenge sich widersprechender Doppelerzählungen" des Alten Testamentes können wir schon deshalb nicht eingehen, weil Delitzsch vorsichtig

genug war, von dieser „Unmenge" auch nicht ein einziges Beispiel anzuführen. Aber das mag zum Troste des Lesers gesagt werden, daß alles das, was Delitzsch damit etwa meinen könnte, den inspirierten Charakter der im Alten Testament niedergelegten Wahrheiten in keiner Weise in Frage stellt. Einer klaren und konkreten Anklage werden wir indes die Antwort nicht versagen.

2. Eine weitere Quelle von Beweisen gegen die Heiligkeit des Alten Testamentes glaubt Delitzsch in dem rein weltlichen, unschicklichen, ja — man höre und staune — gotteslästerlichen Inhalt zu erblicken.

Delitzsch weist hier vor allem auf das „recht weltliche" Hohe Lied hin.

Gern gebe ich zu, daß derjenige, welcher zum erstenmal diese mit dem Feuer orientaler Empfindung geschriebenen Gesänge liest und keine weitere Belehrung erhält, darin eine Verherrlichung des bräutlichen bzw. ehelichen Verhältnisses zweier Menschenkinder erkennen müßte. Allein diese ersten Eindrücke müssen einer höheren Einsicht weichen, wenn man erfährt, daß nicht nur das christliche Altertum, sondern auch die Juden des Alten Testamentes für den allegorischen Sinn der Dichtung eintreten. Das innigste irdische Liebesverhältnis, das Gott selbst gewollt und späterhin durch die sakramentale Weihe geadelt hat, ist das eines reinen und treubewahrten Ehebundes. Unter dem Bilde dieser innigsten Vereinigung erscheint nun im Alten Bunde auch das Verhältnis Jahves zu seinem Volke, und zwar so häufig und augenscheinlich, daß es nicht die geringste Schwierigkeit bereiten kann, auch im Hohen Liede jenen höheren Sinn zu erkennen. Man wende nicht ein, daß die glühenden Farben und die plastische Realität der Schilderung [1] eher den sinnlichen Hang des Menschenherzens begünstigten, als daß sie es zur göttlichen Minne erhöben. Weder die Propheten noch die Kirchenlehrer noch auch die späteren Mystiker haben sich an solchen Bildern gestoßen. Es waren eben seelisch gesunde Menschen mit klarem Verstand und einem in Selbstbeherrschung geschulten Willen, die gelernt hatten, selbst bei Erwägung dessen, was das moderne, angekränkelte Geschlecht schon bei bloßer Erwähnung in Verwirrung versetzt, die Weisheit und liebevolle Fürsorge des Schöpfers zu erkennen. Das Hohe Lied war übrigens auch bei den alten Israeliten nur dem reifen Manne zugänglich; er konnte es verstehen, für ihn war auch bei richtiger Erziehung jede Gefahr eines Mißbrauchs ausgeschlossen, und wo das letztere nicht der Fall ist, sollte auch heute noch niemand zu diesem Buche greifen.

Sehr stößt sich Delitzsch auch an dem israelitischen Zeremonialgesetz, an der Reihe kleinlicher Vorschriften und vor allem an der Institution der Beschneidung. Hier gebricht es ihm aber ganz entschieden an dem Verständnis für die Erziehung des israelitischen Volkes zu seiner großen kulturhistorischen und messianischen Aufgabe. Die lange Reihe anscheinend bedeutungsloser Zeremonien war für ein

[1] Ganz der nämlichen plastischen Sprache bedient sich auch der Prophet Ezechiel im 16. Kapitel. Niemand, der dieses gelesen und studiert, wird sich der Auffassung verschließen können, daß das Hohe Lied nur die dem Israeliten in Fleisch und Blut übergegangene Idee einer heiligen Ehe zwischen Jahve und seinem Volke darstellt.

so lebhaftes und sinnfällige Eindrücke liebendes Volk eine moralische Notwendigkeit, um es an sein nationales Heiligtum zu fesseln und vor den Anlockungen durch den blendenden und lüsternen Kult der ringsum wohnenden Heidenvölker zu bewahren. Bei einem Volke von so durchaus theokratischer Verfassung kann es auch nicht wundernehmen, daß Vorschriften, die an und für sich der weltlich-bürgerlichen Ordnung angehören, in dem religiösen Kanon einen Platz gefunden haben. Wer sich der Überzeugung nicht verschließt, daß Gott in ganz einzig dastehender Art dem Volk Israel seine Erwählung und Führung zu teil werden ließ, dem kann es nicht schwer fallen, auch in den „minutiösen Vorschriften" des mosaischen Gesetzes die besondere Direktive jenes göttlichen Geistes zu erkennen, dessen Fiat den geringsten Lebewesen die Bedingungen ihres Daseins und ihrer Erhaltung geregelt hat. Wenn man freilich jenen hohen, durch die Geschichte bezeugten Beruf Israels wegleugnet, so wird jede weitere Diskussion überflüssig.

Auch an der Vorschrift der Beschneidung kann niemand Anstoß nehmen, der die Verhältnisse des Orients kennt und weiß, daß dieser Ritus in der Regel an den erst ein paar Tage alten Knäblein vollzogen wurde. Mit dem hygienischen Zweck verband sich hier sinnvoll das Symbol der Reinigung und die Weihe der künftigen Geschlechter für den Dienst des Herrn.

Nicht mehr Bedeutung hat die Anklage gegen das Buch Job, welches Stellen biete, die an Gotteslästerung grenzen. Oftmals habe ich jenes herrliche Erzeugnis einer heiligen Poesie gelesen, ohne jemals jener gefährlichen Stellen gewahr geworden zu sein. Erst Delitzsch sollte meine Aufmerksamkeit darauf hinlenken. Gleichwohl kann ich dort, wo er Frevel schaut, nur die höchst wirkungsvolle Steigerung eines psychischen Kampfes sehen, der mit vollster Ergebung in Gottes Willen siegreich abschließt. Wahrlich, niemand, der auch nur einen Teil jenes gewaltigen Wehs, in das die Seele des großen Dulders versenkt war, im Menschenleben geschaut oder gar selbst erfahren, wird in den Klagen und Verwünschungen Jobs etwas anderes erkennen als das poetische Echo des unbewußten Aufschreis eines unsagbaren, völlig überwältigenden Schmerzes. Gerade dadurch, daß in der Seele des Dulders eine Zeitlang die klare Erkenntnis der göttlichen Vorsehung und Gerechtigkeit einer geistigen Umnachtung weicht, offenbart sich um so schöner und mächtiger die barmherzige Vaterliebe Gottes, deren Sonnenstrahl mit einemmal das düstere Gewölk durchbricht und alles Leid in himmlischem Lichte verklärt. Prof. Delitzsch hat sich zwar eingehend mit dem Buche Job befaßt und den zahlreichen früheren Bearbeitungen eine neue hinzugefügt. Ohne aber auch nur im geringsten auf das Urteil der Kritik Bezug zu nehmen, darf man doch gewiß schon aus seiner obigen Anklage den Schluß ziehen, daß seine Begabung oder Schulung auf diesem Felde ganz zurücktritt gegen jene Tüchtigkeit, welche er auf dem Gebiet der Grammatik und Lexikographie so rühmlichst geoffenbart hat.

Wir kommen nun zum Höhepunkt der Entrüstung des Berliner Forschers; sie richtet sich hier gegen Jahve selbst. Er erscheint ihm als parteiischer Nationalgott, als blutgieriger Hasser und Bedrücker aller Nicht-Israeliten. Nachdem

Delitzsch in seinem zweiten Vortrag (S. 37) die Stelle Dt 4, 19 mit großer Emphase irrtümlich[1] dahin gedeutet hat, daß der Gestirn- und Götzendienst der Heiden von Jahve selbst gewollt und verordnet worden sei, weist er hin auf das Gebot Dt 7, 2 ff. die sieben Völker Kanaans ohne Erbarmen zu vernichten und von ihrem Lande Besitz zu nehmen. Aber steht etwa Gott, dem souveränen Schöpfer und Richter, nicht das Recht zu, Völker, die durch ihre Sittenlosigkeit und Abgötterei sich ihrer Menschenwürde begeben haben, sei es durch gewaltige Naturkatastrophen, sei es durch das Schwert, vom Erdboden zu vertilgen? Was Delitzsch hier vorbringt, ist schon von manchen andern gesagt worden. Allein es ist doch höchst merkwürdig, daß dieselben Leute, welche einzelne Staatsmänner, die aus hochfahrendem Ehrgeiz oder im besten Fall zur Förderung der politischen Machtstellung ihres Vaterlandes mit Nichtachtung aller bestehenden Verträge die blutigsten Kriege heraufbeschworen haben, als Heroen von unsterblichen Verdiensten feiern, dem Herrn über Leben und Tod den Vollzug einer zwar gewaltigen aber wohlverdienten Strafe verbieten wollen. Noch ungezügelter äußert sich Delitzschs Zorn in dem Vorwort zur zweiten Auflage seines zweiten Vortrags. Hier wendet er sich gegen Is 63, 1—6, und im Sturme der Entrüstung bricht er in die Worte aus: „Je tiefer ich mich versenke in den Geist des alttestamentlichen prophetischen Schrifttums, desto banger wird mir bei Jahve, der die Völker mit seinem unersättlichen Zornesschwert hinschlachtet, der nur ein Lieblingskind hat, dagegen alle andern Nationen der Nacht, der Schande, dem Untergang preisgibt." Es ist nun nur im hohen Grade zu wünschen, daß Delitzsch sich noch mehr in die Lektüre der Propheten und vor allem des Isaias „versenke". Kap. 64 u. 65 wird ihn belehren, wie Jahve mit seinem „Lieblingskinde" umging. Kap. 19, 21—25 wird ihn überzeugen, daß dieser blutdürstige Nationalgott selbst die Ägypter und Assyrer in Liebe umfaßt und segnet. Kap. 55, 5—9 verkündet die Berufung der Völker und Nationen, welche die Juden nicht einmal kannten, zum Heile des messianischen Reiches, und das Schlußkapitel (66, 18 f) weist trostreich hin auf das „Zeichen" (der Erlösung), welches Gott aufrichten wird unter denen, die aus allen Völkern der Erde berufen werden. Vielleicht wird Delitzsch bei ruhiger Erwägung dieser Stellen in Jahve bereits die Züge jenes Gottes erkennen, „zu welchem uns Jesus beten gelehrt hat, dem Gott, der ein liebender und gerechter Vater ist über allen Menschen auf Erden".

So steht es mit den wichtigsten Anklagen Delitzschs gegen das Alte Testament; wie es um die übrigen bestellt, mag der Leser selbst ermessen.

Unsere eingangs formulierte dreiteilige Aufgabe dürfte hiermit zur Genüge gelöst sein. Ob es mir dabei stets gelungen, die Bahn einer

[1] Der Sinn jener Stelle ist kein anderer als der, welcher durch Röm 1, 20 nahegelegt wird. Obgleich nur dem israelitischen Volke eine besondere Offenbarung zu teil ward, so konnte doch auch der Heide — freilich mühsamer — aus der Betrachtung der Schöpfung zur Erkenntnis und Verehrung Gottes gelangen.

ruhigen und sachgemäßen Kritik einzuhalten, müssen andere beurteilen. Wenn aber auch zuweilen ein allzuhartes Wort gefallen sein sollte, so darf man nicht vergessen, daß von gegnerischer Seite Dinge, die einem jeden Christen heilig sein müssen, mit „Gründen" angefochten wurden, wie sie keine ernste Wissenschaft in ihrem Bereiche dulden wird.

Eines dichterisch-rednerischen Aufputzes bedurfte unsere Entgegnung wahrlich nicht, da die Tatsachen selbst die schönste und mächtigste Sprache reden. Diese Tatsachen sollten endlich auch die Gegner der Offenbarung überzeugen, daß ihre Hoffnung, die von Delitzsch eingeleitete Bewegung werde einen vollständigen Bruch der modernen Intelligenz mit der veralteten Offenbarungslehre des Alten Testaments herbeiführen, ein eitler Traum war.

So wird auch der neueste Angriff auf die Offenbarung enden wie alle früheren. Am liebsten möchte ich sie mit gewissen Kometen vergleichen. Rasch und mit gewaltigem Lichtschweif ziehen diese dräuend am Himmel auf und erfüllen jedesmal ängstliche Gemüter mit schlimmen Ahnungen. Und doch, wie winzig erscheint dem Kundigen der solide Kern in der gewaltigen Masse von Dunst und Gas, und wie rasch und spurlos verschwinden die sonderbaren kosmischen Irrfahrer in ewiger Nacht! Freilich kann es einmal geschehen, daß ein solches Gestirn auf unsern Planeten einstürzt. In rasender Flucht mögen dann seine Gasmassen die Fluten des Ozeans über die Kontinente wälzen und sich selbst zu einem Flammenmeer entzünden; den Erdball aber aus seiner Bahn zu rücken vermögen sie nicht. Ein ähnlicher Ansturm feindlicher Mächte wird — nach den klaren Worten des Herrn — dem Christentum der Zukunft beschieden sein. Ob auch hierbei die moderne „Wissenschaft" im Spiele sein wird? Viele werden in jenem Kampfe unterliegen, aber die Kirche selbst geht unerschüttert ihre ewige Siegesbahn um den Mittelpunkt und die göttliche Sonne ihres Lebens, Jesus Christus.

Bemerkungen.

Zu S. 13. Auf die angeblichen „Trinitäten" Ea, Marduk, Nabû und Ea, Marduk, Girru sowie auf die Siebenzahl der babylonischen Mythologie wird „Babylon und Christentum II" näher eingehen.

Zu S. 30, A. 2. Die ursprüngliche Ableitung des Wortes lilû vom sumerischen lil soll natürlich nicht bestritten werden (vgl. S. 212 213); aber damit ist eine spätere (volksetymologische) Umdeutung in dem bezeichneten Sinne nicht ausgeschlossen. — Zimmern (KAT[3] 460) hält die Bedeutung „Nachtgespenst" (vgl. die lîlîth Js 34, 14) für unwahrscheinlich, da lîlâti nicht „Nacht", sondern „Abend" bedeute. Dagegen ließe sich jedoch einwenden, daß in zahlreichen astronomischen Tafeln lîlâtu stets den Anfang der Nacht bezeichnet, d. h. die Zeit, wo am Himmel nicht bloß einzelne Planeten, sondern auch Fixsterne sichtbar sind.

S. 17, Z. 11 von oben lies „II R" (= Rawlinson, the Cuneiform Inscriptions of Western Asia) statt „2 Könige".


June 17

